



VERBAND DER DEUTSCHEN SOZIAL-KULTURELLEN GESELLSCHAFTEN IN POLEN (VdG)
ul. Slowackiego 10, 45-364 Opole – Tel./Fax: + 48 (0) 77 453 85 07
– Tel. +48 (0) 77 454 78 78 – www.vdg.pl – E-Mail: vdg@vdg.pl, biuro@vdg.pl

KLINGELKLEINE BIBLIOTHEK DES **vdg**



JAHRBUCH DER DEUTSCHEN IN POLEN 2022



Jahrbuch der Deutschen in Polen 2022

JAHRBUCH DER DEUTSCHEN IN POLEN 2022

Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG)

■■■■ KLEINE BIBLIOTHEK DES **v dg**



Der du die Zeit in Händen hast

Jochen Klepper

Der du die Zeit in Händen hast,
Herr, nimm auch dieses Jahres Last
und wandle sie in Segen.
Nun von dir selbst in Jesus Christ
die Mitte fest gewiesen ist,
führ uns dem Ziel entgegen.

Da alles, was der Mensch beginnt,
vor seinen Augen noch zerrinnt,
sei du selbst der Vollender.
Die Jahre, die du uns geschenkt,
wenn deine Güte uns nicht lenkt,
veralten wie Gewänder.

Wer ist hier, der vor dir besteht?
Der Mensch, sein Tag, sein Werk vergeht:
nur du allein wirst bleiben.
Nur Gottes Jahr währt für und für,
drum kehre jeden Tag zu dir,
weil wir im Winde treiben.

Der Mensch ahnt nichts von seiner Frist.
Du aber bleibest, der du bist,
in Jahren ohne Ende.
Wir fahren hin durch deinen Zorn,
und doch strömt deiner Gnade Born
in unsre leeren Hände.

Und diese Gaben, Herr, allein
laß Wert und Maß der Tage sein,
die wir in Schuld verbringen.
Nach ihnen sei die Zeit gezählt;
was wir versäumt, was wir verfehlt,
darf nicht mehr vor dich dringen.

Der du allein der Ewge heißt
und Anfang, Ziel und Mitte weißt
im Fluge unsrer Zeiten:
bleib du uns gnädig zugewandt
und führe uns an deiner Hand,
damit wir sicher schreiten.

Jochen Klepper wurde 1903 in Beuthen a.d. Oder, Landkreis Freystadt, geboren. Er starb vor 80 Jahren, am 11. Dezember 1942 in Berlin. Mit seiner Familie wählte er in größter Bedrängnis durch die Nazibehörden den Freitod. „Über uns steht in den letzten Stunden das Bild des segnenden Christus, der um uns ringt. In dessen Anblick endet unser Leben“, sind seine letzten Zeilen. Jochen Klepper, der bis 1931 in Breslau wirkte, verdanken wir u.a. Gedichte von tiefer Frömmigkeit, die vielfach vertont wurden.



Die Jahrhunderthalle in Breslau gehört zum Weltkulturerbe. Hier wird am 10. September 2022 wieder das Kulturfestival der Deutschen Minderheit in Polen stattfinden. Foto: Marek Maruszak



Liebe Leserinnen und Leser,

es ist für mich eine Freude, dass wir unseren Lesern eine weitere Ausgabe des Jahrbuches der Deutschen in Polen zur Verfügung stellen dürfen. Diese Einführung ist immer eine Möglichkeit, auf das vergangene Jahr zurückzublicken, aber auch auf die zukünftigen Projekte aufmerksam zu machen.

Obwohl es im Jahr 2021 immer noch die Einschränkungen gegeben hat, die durch die Corona-Pandemie verursacht wurden, war dieses Jahr doch reich an vielen Veranstaltungen. Zu den wichtigsten zählen die Jubiläumsfeierlichkeiten zum 30. Jahrestag der Gründung des Verbandes und der 30. Jahrestag der Unterzeichnung des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages. Weiter wurden Feierlichkeiten organisiert, die mit dem 100. Jahrestag der Ereignisse des Jahres 1921 in Oberschlesien verbunden waren. Zur Tradition ist schon geworden, dass im Laufe des Jahres einige Gedenktage begangen werden; zu erwähnen sind hier Gedenkfeierlichkeiten in Lamsdorf, Schwientochlowitz, Potulitz, Gdingen, Gedenkfeierlichkeiten zum Volkstrauertag. Im Rahmen des Projektes Begegnungsstättenarbeit konnten wieder interessante Kleinprojekte in unseren Gesellschaften durchgeführt werden. Es ist uns auch gelungen, viele Mitglieder bei der für die deutsche Minderheit sehr wichtigen Volkszählung zu engagieren.

Das Jubiläum des Verbandes, das nacheinander in Köslin und in Kattowitz gefeiert wurde, gab uns Anlass dazu, all denjenigen zu danken und auch die zu ehren, die in den letzten 30 Jahren unermüdlich engagiert zugunsten der deutschen Minderheit gearbeitet haben und für sie weiter arbeiten möchten. Wir wissen, dass es nur symbolisch sein kann, weil Tausende geehrt werden sollten. Die Dankbarkeit gilt Vielen mehr!

Aus dem Anlass der Jubiläumsveranstaltungen habe ich gesagt: „Unser größter Erfolg in den letzten 30 Jahren ist vor allem unser Einsatz in die Gründung einer Zivilgesellschaft durch Hunderte von Konferenzen, Projekten und Partnerschaften vor allem diesen, deren Ziel die Verbesserung des gegenseitigen Betrachtens von Deutschen und Polen ist. In allen von uns bewohnten Regionen Polens handeln wir Deutsche zugunsten der multikulturellen Zusammenarbeit mit der Mehrheit. Wir stehen deutlich für die guten deutsch-polnischen Beziehungen in der Europäischen Gemeinschaft. Hier verankern wir unsere Sicherheit und deswegen beobachten wir mit Sorge die Spannungen an der Achse Berlin-Warschau und Warschau-Brüssel. Wir standen und stehen weiterhin für



die Europäische Union und für die Integration der Länder, und ich bitte uns alle, aber besonders die Regierung und die politischen Parteien darum, die Beteiligung Polens mit unseren Regionen in der großen Europäischen Gemeinschaft nicht unter Fragezeichen zu stellen. Und diese auf keiner Weise zu schwächen.

Überall in Europa sind nationale Minderheiten in ihren Ländern ein Beweis dafür, dass man in einer sich gegenseitig bereichernden Gemeinschaft leben kann. Aber wenn wir die Wertschätzung für die kulturelle Vielfalt verdrängen, verlieren nicht nur die Minderheiten dieses Europas; dann verlieren Polen und Deutschland, dann verlieren wir alle. Deswegen muss betont werden, dass die Verantwortung für die Zukunft, für die deutsche Minderheit, für Schlesien, aber auch für die beiden Länder gleichzeitig eine Verantwortung für die Erfüllung guter Nachbarschaft und freundschaftlicher Zusammenarbeit ist. Diese darf man nicht schwächen, die darf man nur vertiefen.“

In dieser Ausgabe des Jahrbuches finden Sie wieder einige interessante Beiträge. Zu nennen sind folgende: 800 Jahre Zisterzienser Kloster in Heinrichau, 800 Jahre Grünberg, Königsberg, Pommern im 20. Jahrhundert oder jüdische Spuren in Oberschlesien und im Ermland. Darüber hinaus erfahren Sie vieles über einige Persönlichkeiten wie Bischof Maximilian Kaller, Herbert Czaja oder über den Schriftsteller Hugo Hartung.

Für die Deutschen in Polen bringt das Jahr 2022 bestimmt wieder viele Herausforderungen. Wir wollen weiter unsere Arbeit fortführen und unsere Identität immer aufs Neue stärken. Dieses können wir durch die zahlreichen Projekte machen. Wir laden Sie zu unseren Gedenkfeierlichkeiten und Wallfahrten, zu Tagungen und Seminaren ein. Aber auch zu den Projekten unserer Mitgliedsorganisationen und ihrer Begegnungstätten. Die Eröffnung des Jugendzentrums im früheren Sitz vom Verband war einer der wichtigsten zukunftsorientierten Schritte im Jahr 2021 aber auch Start des Projektes Lernraum.pl und für das Jahr 2022 ist die Eröffnung des Dokumentations- und Ausstellungszentrums der Deutschen Minderheit geplant. Wir hoffen, dass wir uns alle zu dem größten Fest, dem Kulturfestival der Deutschen am 10. September 2022 in der Jahrhunderthalle in Breslau wieder treffen. Dazu lade ich Sie alle bereits jetzt ein.

Ich danke all denjenigen, die für die deutsche Minderheit in ganz Polen aktiv und engagiert arbeiten. Besonders denen allen, die das seit Jahren ehrenamtlich tun. Zeigen wir immer wieder unsere Zugehörigkeit und stärken wir unsere deutsche Identität durch die Tätigkeit in jeglichen Bereichen und in allen Strukturen der Minderheit.

Bernard Gaida
VdG Vorsitzender

JANUAR

1	Samstag	Neujahr
2	Sonntag	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	Heilige Drei Könige
7	Freitag	
8	Samstag	
9	Sonntag	
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Samstag	
16	Sonntag	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Samstag	
23	Sonntag	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Samstag	
30	Sonntag	
31	Montag	Gedenkfeierlichkeiten in Lamsdorf, Tag der Oberschlesischen Tragödie



Max Tau, Schriftsteller

* 19. Januar 1897 in Beuthen, OS

† 13. März 1976 in Oslo

125. Geburtstag

Lithografie von Emil Stumpp (1929)

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Samstag	
6	Sonntag	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Samstag	
13	Sonntag	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Samstag	
20	Sonntag	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Samstag	
27	Sonntag	
28	Montag	Rosenmontag



Maximilian Negwer, Erfinder von *Ohropax* (seit 1907)

* 4. Februar 1872 in Hemmersdorf, LK Frankenstein

† 27. Januar 1943 in Potsdam

150. Geburtstag

1	Dienstag	Fastnacht / Frühlingsanfang
2	Mittwoch	Aschermittwoch
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Samstag	
6	Sonntag	
7	Montag	
8	Dienstag	Internationaler Frauentag
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Samstag	
13	Sonntag	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Samstag	
20	Sonntag	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Samstag	
27	Sonntag	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	
31	Donnerstag	



Moritz Graf Strachwitz, Dichter

* 13. März 1822 in Peterwitz b. Frankenstein

† 11. Dezember 1847 in Wien

200. Geburtstag

1	Freitag	
2	Samstag	
3	Sonntag	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Samstag	
10	Sonntag	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	Karfreitag
16	Samstag	
17	Sonntag	Ostersonntag
18	Montag	Ostermontag
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Samstag	
24	Sonntag	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Samstag	



Herbert Czaja, Politiker

* 5. November 1914 in Teschen

† 18. April 1997 in Stuttgart

25. Todestag

1	Sonntag	Tag der Arbeit
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Samstag	
8	Sonntag	Muttertag
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Samstag	
15	Sonntag	
16	Montag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Samstag	
22	Sonntag	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	Christi Himmelfahrt
27	Freitag	
28	Samstag	
29	Sonntag	
30	Montag	
31	Dienstag	



Hugo Hartung, Schriftsteller, Dramaturg

* 17. September 1902 in Netzschkau

† 2. Mai 1972 in München

50. Todestag

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Samstag	
5	Sonntag	Pfingstsonntag – Wallfahrt der Minderheiten zum St. Annaberg/Oberschlesien
6	Montag	Pfingstmontag
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Samstag	
12	Sonntag	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	Fronleichnam
17	Freitag	Feiertag
18	Samstag	
19	Sonntag	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Samstag	
26	Sonntag	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	



Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, Schriftsteller, Komponist

* 24. Januar 1776 in Königsberg, Ostpreußen

† 25. Juni 1822 in Berlin

200. Todestag

1	Freitag	
2	Samstag	
3	Sonntag	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Samstag	
10	Sonntag	Wallfahrt der Deutschen nach Wartha/Niederschl.
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Samstag	
17	Sonntag	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Samstag	
24	Sonntag	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Samstag	
31	Sonntag	



Maximilian Kaller, Bischof von Ermland, Vertriebenenbischof
 * 10. Oktober 1880 in Beuthen, OS
 † 7. Juli 1947 in Frankfurt/Main
 75. Todestag

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Samstag	
7	Sonntag	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Samstag	
14	Sonntag	
15	Montag	Maria Himmelfahrt – Wallfahrt der Deutschen nach Albendorf/Niederschl.
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Samstag	
21	Sonntag	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Samstag	
28	Sonntag	
29	Montag	
30	Dienstag	
31	Mittwoch	



Alfons Nossol, Bischof em. von Oppeln, Erzbischof
 * 8. August 1932 in Broschütz, LK Neustadt, OS
 90. Geburtstag

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Samstag	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Samstag	7. Kulturfestival der Deutschen in Polen
11	Sonntag	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Samstag	Wallfahrt nach Zuckmantel (Maria Hilf)
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Samstag	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	



Hans Georg Dehmelt, Physiker, Nobelpreisträger 1989

* 9. September 1922 in Görlitz

† 7. März 2017 in Seattle

100. Geburtstag

1	Samstag	
2	Sonntag	
3	Montag	Tag der Deutschen Einheit
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Samstag	
9	Sonntag	
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Samstag	
16	Sonntag	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Samstag	
23	Sonntag	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Samstag	
30	Sonntag	
31	Montag	Reformationstag



Martin Plüddemann, Komponist

* 29. September 1854 in Kolberg

† 8. Oktober 1897 in Berlin

125. Todestag

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Samstag	
6	Sonntag	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	Martinstag
12	Samstag	Wallfahrt der Deutschen nach Trebnitz/Niederschl.
13	Sonntag	Volkstrauertag
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	Buß- und Betttag
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Samstag	
20	Sonntag	Totensonntag
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Samstag	
27	Sonntag	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	



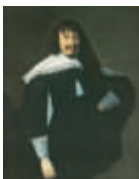
Joseph Martin Nathan, Bischof

* 11. November 1867 in Stolzmutz, LK Leobschütz

† 30. Januar 1947 in Troppau

75. Todestag

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Samstag	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	Nikolaus
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Samstag	
11	Sonntag	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Samstag	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Samstag	Heiligabend
25	Sonntag	1. Weihnachtstag
26	Montag	2. Weihnachtstag
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Samstag	Silvester



Martin Opitz, Dichter

* 23. Dezember 1597 in Bunzlau

† 20. August 1639 in Danzig

425. Geburtstag

DEUTSCHE NATIONALHYMNE

Lied der Deutschen - Dritte Strophe

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben

(* 2. April 1798 in Fallersleben, † 19. Januar 1874 in Corvey,
Professor für Germanistik in Breslau)

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach lasst uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand.
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

EUROPALIED

(Ode an die Freude, gekürzt)

Friedrich Schiller

(* 10. November 1759 in Marbach am Neckar, † 9. Mai 1805 in Weimar)

Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium!
Wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt,
alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.
Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuss der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen!

Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein,
wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus diesem Bund!
Was den großen Ring bewohnt, huldige der Sympathie.
Zu den Sternen leitet sie, wo der Unbekannte thronet.

Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur;
Freude, Freude treibt die Räder, in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen, Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen, die des Sehers Rohr nicht kennt.
Froh wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels prächtigen Plan,
laufet Brüder, eure Bahn, freudig wie ein Held zum Siegen!

Freude sprudelt in Pokalen; in der Traube goldnem Blut
 trinken Sanftmut Kannibalen, die Verzweiflung Heldenmut. –
 Brüder, fliegt von euren Sitzen, wenn der volle Römer kreist;
 lasst den Schaum zum Himmel spritzen: dieses Glas dem guten Geist!
 Den der Sterne Wirbel loben, den des Seraphs Hymne preist,
 dieses Glas dem guten Geist überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schweren Leiden, Hilfe, wo die Unschuld weint,
 Ewigkeit geschwornen Eiden, Wahrheit gegen Freund und Feind,
 Männerstolz vor Königsthronen - Brüder, gält's Gut und Blut:
 dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut!
 Schließt den heiligen Zirkel dichter! Schwört bei diesem goldnen Wein,
 dem Gelübde treu zu sein, schwört es bei dem Sternenrichter!

MASURENLIED

Friedrich Karl August Dewischeit

(5. März 1805 in Königsberg; † 27. August 1884 in Gumbinnen)*

Wild flutet der See,
 Drauf schaukelt den Fischer der schwankende Kahn.
 Schaum wälzt er wie Schnee
 Von grausiger Mitte zum Ufer hinan.
 Wild fluten die Wogen auf Vaterlands Seen, wie schön!
 Oh tragt mich auf Spiegeln zu Hügeln, Masovias Seen!
 Masovialand, mein Heimatland, Masovia lebe, mein Vaterland!

Wild brauset der Hain,
 Dort spähet der Schütze des Wildes Spur.
 Kühn dringt er hinein,
 Durchwandelt die Wälder, die Felder, die Flur.
 Ihr schwebenden Wolken gedenket doch mein am Hain,
 Oh führt mich auf Flügeln des Windes zur Heimat ein.
 Der Jugend Hain, der Seen Strand, Masovia lebe, mein Vaterland!

Tal, Hügel und Hain,
 Dort wehen die Lüfte so frei und so kühn.
 Möcht' immer da sein,
 Wo Söhne dem Vaterland kräftig erblüh'n.
 Da ziehen die Wolken durch Nebel grau, oh schau!
 Dort lächelt auf Seen und Höhen des Himmels Blau.
 Oh Heimatland, Masovias Strand, Masovia lebe, mein Vaterland!

OSTPREUSSENLIED

Erich Hannighofer

(* 22. Februar 1908 in Königsberg - vermisst 1945)

Land der dunklen Wälder
und kristallinen Seen,
über weite Felder
lichte Wunder gehn.

Starke Bauern schreiten
hinter Pferd und Pflug,
über Ackerbreiten
streicht der Vogelzug.

Und die Meere rauschen
den Choral der Zeit.
Elche stehn und lauschen
in die Ewigkeit.

Tag ist aufgegangen
über Haff und Moor.
Licht hat angefangen
steigt im Ost empor.

Heimat, wohlgeborgen
zwischen Strand und Strom,
blühe heut und morgen
unterm Friedensdom.

POMMERNLIED

Gustav Adolf Pompe

(* 12. Januar 1831 in Stettin; † 23. Dezember 1889 in Demmin)

Wenn in stiller Stunde Träume mich umwehn,
bringen frohe Kunde Geister ungesehn,
reden von dem Lande meiner Heimat mir,
hellem Meeresstrande, düstern Waldrevier.

Weißer Segel fliegen auf der blauen See,
weiße Möwen wiegen sich in blauer Höh',
blaue Wälder krönen weißer Dünen Sand;
Pommerland, mein Sehnen ist dir zugewandt!

Aus der Ferne wendet sich zu dir mein Sinn,
 aus der Ferne sendet trauten Gruß er hin;
 traget, laue Winde, meinen Gruß und Sang,
 wehet leis und linde treuer Liebe Klang!

Bist ja doch das eine auf der ganzen Welt,
 bist ja mein, ich deine, treu dir zugesellt;
 kannst ja doch von allen, die ich je gesehn,
 mir allein gefallen, Pommerland, so schön!

Jetzt bin ich im Wandern, bin bald hier, bald dort,
 doch aus allen andern treibt's mich immer fort:
 Bis in dir ich wieder finde meine Ruh,
 send ich meine Lieder dir, o Heimat, zu!

(um 1850)

SCHLESIERLIED

Johannes Reinelt (Philo vom Walde)

(* 5. August 1858 in Kreuzendorf bei Leobschütz; † 16. Januar 1906 in Breslau)

Wer die Welt am Stab durchmessen,
 wenn der Weg in Blüten stand,
 nimmer konnt' er doch vergessen
 glückberauscht sein Heimatland.
 Und wenn tausend Sangesweisen
 nur der Fremde Lob entquillt,
 Einzig will das Land ich preisen,
 dem mein ganzes Sehnen gilt.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Schlesierland, du Länderkrone,
 sei begrüßt viel tausendmal,
 wo auf sagenreichem Throne
 mächtig herrscht Geist Rubezahl.
 Wo im Volke stets auf's neue
 deutscher Freiheit Odem weht,
 wo als Bild von Männertreue
 Kühn der alte Zobten steht.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Graue Burgen zaubrisch winken
 Von den Bergen hoch und hehr, -
 Wo im tiefen Schachte blinken
 Erz und Kohle blank und schwer.
 Weißes Linnen, Stolz der Mädchen,
 bleicht im gold'nen Sonnenschein.
 Lustig schwirren Spill und Rädchen,
 Sang und Sage klingen drein.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Wack're Männer, treu und bieder,
 trotzig wie der Teufelsbart,
 ros'ge Frau'n im bunten Mieder,
 das ist echte Schlesierart.
 Volle Becher fröhlich kreisen
 Von der Heimat Traubenblut,
 Schlesierland, dich will ich preisen,
 bis mein Herz in dir einst ruht.

Refr.: Sei begrüßt am schönen Oderstrand, liebe Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

LIED DER SCHLESIER

*Seit dem späten 19. Jahrhundert verbreitet;
 Dichter und Komponist unbekannt*

Kehr ich einst zur Heimat wieder,
 früh am Morgen, wenn die Sonn' aufgeht;
 schau ich dann ins Tal hernieder,
 wo vor seiner Tür mein Mädchen steht.

Refr.: Dann seufz ich still, ja still und flüstre leise:
 Mein Schlesierland, mein Heimatland,
 so von Natur, Natur in stiller Weise
 wir sehn uns wieder, mein Schlesierland,
 wir sehn uns wieder am Oderstrand.

In dem Schatten einer Eiche,
 ja da gab sie mir den Abschiedskuss.
 Schatz, ich kann nicht bei dir bleiben,
 weil, ja weil ich von dir scheiden muss.
 Dann seufz ich still ...

Refr.: Dann seufz ich still, ja still und flüstre leise: ...

Liebes Mädchen, lass das Weinen,
 liebes Mädchen, lass das Weinen sein.
 Wenn die Rosen wieder blühen,
 ja, dann kehr ich wieder bei dir ein.
 Dann seufz ich still ...

Refr.: Dann seufz ich still, ja still und flüstre leise: ...

OBERSCHLESISIEN, MEIN HEIMATLAND

Volkswaise, aufgezeichnet von Franz Thill (Ratibor)

Oberschlesien ist mein liebes Heimatland,
 wo vom Annaberg man schaut ins weite Land;
 wo die Menschen bleiben treu in schwerster Zeit,
 Für dies Land zu leben, bin ich stets bereit.

Wo die Schalen sausen in den Schacht hinein,
 wo der rote Himmel glüht im Feuerschein,
 wo die Häuser grau und hell die Herzen sind;
 dahin geht mein Sehnen, bis ich Ruhe find'.

Wo der Kumpel schaut dem Tod ins Angesicht,
 wo die Mädchen lieblich und die Frauen schlicht,
 wo an dunkler Halde steht mein Vaterhaus;
 da ist meine Heimat, da bin ich zu Haus.

Wo der Wind der weiten Wälder Wipfel wiegt,
 wo verträumt und einsam manches Schlösschen liegt,
 wo im Odertale liegt so manches Gut.
 Heimat, liebe Heimat dir gehört mein Blut.

JAHRESTAGE 2022

1025. Jahrestag

Die erste schriftliche Erwähnung von Danzig als „urbs Gyddanyzc“ für das Jahr 997 findet sich in der Lebensbeschreibung des Heiligen Adalbert von Prag (ca. 956-997), verfasst durch den römischen Abt Johannes Canaparius bzw. Notker von Lüttich. Die von Herzog Bolesław Chrobry militärisch abgesicherte Missionsreise Bischof Adalberts zu den Prussen endet jedoch mit dessen Märtyrertod noch im gleichen Jahr.

800. Jahrestag

Als Gründungsdatum der Stadt Grünberg/Zielona Góra gilt der 30. Mai 1222. Einer handschriftlichen Chronik aus dem 17. Jahrhundert zufolge soll damals am Ufer eines von den Hügeln herabfließenden Baches, der Lunze, „eine Meierei angelegt worden sein, neben der eine Schankstätte entstand.“ Grünberg in Schlesien ist heute eine Großstadt mit über 140.000 Einwohnern und neben Landsberg an der Warthe (Gorzów Wielkopolski) eine der beiden Hauptstädte der polnischen Woiwodschaft Lebus. Sie ist kreisfreie Stadt, Universitätsstadt und römisch-katholischer Bischofssitz. Vor 1940 galt die Region Grünberg als nördlichstes Weinbaugebiet Europas. 1340 wurde der Weinanbau erstmals erwähnt. 1824 wurde hier der erste deutsche Sekt hergestellt. Heute erlebt der Weinanbau in der Grünberger Region wieder eine Renaissance und das jährliche Weinfest Anfang September bildet eines der größten Volksfeste in Polen. 2022 wird der 800. Geburtstag der Stadt durch eine Reihe von Veranstaltungen und Initiativen gefeiert.

800. Jahrestag

Das niederschlesische Zisterzienser-Kloster Heinrichau verdankt seine Gründung der Stiftung des Breslauer Domherrn Nikolaus im Jahr 1222. Seine erste Besiedlung erfolgt fünf Jahre später durch Mönche aus der Abtei

Leubus. Von Heinrichau aus wird später (1292) das Zisterzienser-Kloster Grüssau besiedelt. Im vom deutschen Abt Peter verfassten „Heinrichauer Gründungsbuch“ (1270) ist der älteste Satz in polnischer Sprache überliefert. Diese in Breslau aufbewahrte Klosterchronik wurde im Jahr 2015 in die Liste des UNESCO-Weltdokumentenerbes aufgenommen.

300. Jahrestag

Die Gründung von Herrnhut in der Oberlausitz auf dem Grund und Boden von Nikolaus Graf von Zinzendorf (1700-1760) geht auf den 17. Juni 1722 zurück, als der mährische Glaubensflüchtling Christian David (1690-1751) den ersten Baum zur Anlage der Siedlung fällt. Zinzendorf erhält mit den vertriebenen Anhängern der Böhmisches Brüderkirche engagierte Mitstreiter für seine weltweiten Missionspläne. Im östlichen Mitteleuropa entstehen in der Folge auch wirtschaftlich bedeutende Herrnhutische Siedlungen in Niesky, Neusalz, Gnadenberg bei Bunzlau, Gnadenfrei bei Reichenbach / Eule, Gnadenfeld (Kreis Cosel, OS). Unter anderem verbindet sich die namhafte wolgadeutsche Siedlung Sarepta bei Wolgograd noch heute mit einer beliebten Senf-Marke.

200. Jahrestag

Zum ersten Mal in Deutschland gelingt 1822 in Hirschberg am Riesengebirge die Produktion von Schaumwein. Zunächst noch aus Äpfeln, wird bald darauf Grünberger Wein zur bevorzugten Frucht. Dieser Auftakt zur deutschen Sektgeschichte ist dem Niederschlesier Carl Samuel Haeusler (1787-1853) zu verdanken.

125. Jahrestag

Der aus Czernowitz stammende und nach Krakau und Königsberg seit 1890 in Breslau wirkende Mitbegründer der modernen Chirurgie Johann von Mikulicz-Radecki (1850-1905) richtet hier 1897 den ersten aseptischen und somit modernsten Operationssaal Deutschlands ein. Zum ersten Mal in der

Geschichte der Chirurgie tragen Operateure sterile Baumwollhandschuhe, Gesichtsmasken, Hauben und Kittel. Zu Ehren des großen Gelehrten wurde 1909 eine Stele rechts neben dem Eingang zur Klinik aufgestellt. Die Stele, gestaltet von Artur Volkmann (Leipzig 1851-1941 Geislingen), zeigt die griechische Göttin der Gesundheit, Hygiea, die Tochter von Asklepios, die dem sitzenden Mikulicz-Radecki einen Lorbeerkranz auf den Kopf legt. Im Hintergrund ist Athena zu sehen, die Göttin der Weisheit und die Schutzpatronin der Wissenschaft. Die historischen Klinikgebäude und die Stele in der Tiergartenstraße, jetzt ul. M. Curie-Skłodowskiej, blieben bis heute erhalten. Die medizinische Gesichtsmaske ist aktuell zur weiter verbreiteten Nutzung für jedermann empfohlen...

75. Jahrestag

Mit dem „Kontrollratsgesetz Nr. 46 betreffend die Auflösung Preußens“ vom 25. Februar 1947 kommt das politisch verstandene historische Preußen an sein von außen bestimmtes Ende. Das jahrhundertealte Land Preußen, Königreich seit 1701, behält selbst im Norddeutschen Bund (1867) und nach der Reichsgründung (1871) seine Hegemonie im deutschen Staatenverbund – sein Monarch trägt die Kaiserkrone. Auch mit dem Sturz der Hohenzollern-Monarchie (1918) und dem Versailler Vertrag (1919) kommt Preußen noch nicht an sein Ende. Erst Reichskanzler von Papens Staatsstreich (1932) legt die Axt an die Wurzel preußenstaatlicher Existenz. Goebbels Überzeugung, dass Nationalsozialismus Preußentum und Preußentum Nationalsozialismus sei, bot den Hintergrund für die Verachtung allen Preußentums (Churchill 1943: Preußen – „die Wurzel allen Übels“). In dieser ideologischen Verengung wird Preußen durch die Alliierten nach dem Zweiten Weltkrieg aufgelöst.

PERSÖNLICHKEITEN

Max Tau, Schriftsteller

* 19. Januar 1897 in Beuthen, OS

† 13. März 1976 in Oslo

125. Geburtstag

Max Berg, Architekt, u.a. der
Breslauer Jahrhunderthalle

* 17. April 1870 in Stettin

† 22. Januar 1947

in Baden-Baden

75. Todestag

Joseph Martin Nathan,
Bischof

* 11. November 1867 in

Stolzmütz, LK Leobschütz

† 30. Januar 1947 in Troppau

75. Todestag

Maximilian Negwer, Erfinder
von *Ohropax* (seit 1907)

* 4. Februar 1872 in

Hemmersdorf, LK Frankenstein

† 27. Januar 1943 in Potsdam

150. Geburtstag

Johann Heermann,
Liederdichter, Theologe

* 11. Oktober 1585 in Raudten

† 17. Februar 1647 in Lissa

375. Todestag

Moritz Graf Strachwitz,
Dichter

* 13. März 1822 in Peterwitz

b. Frankenstein

† 11. Dezember 1847 in Wien

200. Geburtstag

Herbert Czaja, Politiker

* 5. November 1914 in Teschen

† 18. April 1997 in Stuttgart

25. Todestag

Hugo Hartung, Schriftsteller,
Dramaturg

* 17. September 1902 in

Netzschkau

† 2. Mai 1972 in München

50. Todestag

**Ernst Theodor Amadeus
Hoffmann**, Schriftsteller,
Komponist

* 24. Januar 1776

in Königsberg, Ostpreußen

† 25. Juni 1822 in Berlin

200. Todestag



Maximilian Kaller, Bischof von Ermland, Vertriebenenbischof
 * 10. Oktober 1880 in Beuthen, OS
 † 7. Juli 1947 in Frankfurt/Main
 75. Todestag

Alfons Nossol, Bischof em. von Oppeln, Erzbischof
 * 8. August 1932 in Broschütz, LK Neustadt, OS
 90. Geburtstag

Oskar Moll, Maler, Direktor der Breslauer Kunstakademie
 * 21. Juli 1875 in Brieg
 † 19. August 1947 in Berlin
 75. Todestag

Kurt Schumacher, Politiker
 * 13. Oktober 1895 in Culm, Westpreußen
 † 20. August 1952 in Bonn
 70. Todestag

Hans Georg Dehmelt, Physiker, Nobelpreisträger 1989
 * 9. September 1922 in Görlitz
 † 7. März 2017 in Seattle
 100. Geburtstag

Franz Köckritz, gen. Faber, Humanist, Poet, Stadtschreiber
 * 3. Oktober 1497 in Ottmachau
 † 19. September 1565 in Breslau
 525. Geburtstag

Martin Plüddemann, Komponist
 * 29. September 1854 in Kolberg
 † 8. Oktober 1897 in Berlin
 125. Todestag

Zacharias Hildebrandt, Orgelbauer
 * 1688 in Münsterberg
 † 11. Oktober 1757 in Dresden
 265. Todestag

Anna Louisa Karsch, Dichterin
 * 1. Dezember 1722 in Hammer bei Schwiebus
 † 12. Oktober 1791 in Berlin
 300. Geburtstag

Martin Opitz, Dichter
 * 23. Dezember 1597 in Bunzlau
 † 20. August 1639 in Danzig
 425. Geburtstag

Texte und Zusammenstellung: T.M.

RÜCKBLICK 2021

Wallfahrt der deutschen Minderheit zum St. Annaberg

Die 25. Wallfahrt der nationalen und ethnischen Minderheiten zum St. Annaberg fand unter dem Motto „Versöhnung, Freiheit, Erneuerung in Christus“ statt. Denn auch 2021 ist für die deutsche Minderheit ein besonderes Jahr.

„[Vor 100 Jahren wurde] die Grenze durch eine in Jahrhunderten zusammengewachsene Gemeinschaft des Landes, der Menschen, der Tradition durchgezogen. Die Spaltungen mehrten sich dann andauernd. Johannes Paul II. war sich der Tragödie bewusst, als er 1983 von dem Altar aus sprach, den man hier sieht: „Diese Erde bedarf nämlich immer noch vielfältiger Aussöhnung“. „Die Aussöhnung steht also im Vordergrund in unserem Wahlspruch“, äußerte sich in seiner Rede Vorsitzender Bernard Gaida. Weiter, in Bezug zur Freiheit – dem zweiten Aufruf der Wallfahrt, setzte er fort: „Die Gemeinschaft der Deutschen aus Schlesien, Pommern, Ermland, Masuren, aus Lodz und aus ganz Polen, die als deutsche Minderheit genannt wird,



Die Vertreter der deutschen Minderheit, Gäste, u.a. Bischof A. Czaja legen Kränze auf dem Sankt Annaberger Friedhof

Foto: Mateusz Koszyk

ist mit dem Vertrag in besonderer Weise verbunden. Unsere Gemeinschaft, deren Bestehen nach 1945, nach der Grenzverschiebung und nach der Vertreibung der Einwohner des ehemaligen deutschen Ostens bestritten wurde, wurde durch diesen Vertrag anerkannt. Man durfte sich in Vereinen organisieren“. Der dritte Aufruf der Wallfahrt war die Erneuerung; „Erneuerung in diesem Land, Umdenken, Ablehnung der Verherrlichung dessen, was uns spaltete und spaltet und Aufbau dessen, was uns im Respekt vor nationaler, sprachlicher, kultureller und historischer Eigenart verbindet, die ja keine Feindlichkeit ist“, schloss Bernard Gaida ab.

Es fehlten auch nicht die Worte der Gäste, die zur Wallfahrt gekommen sind. So konnten die Pilger die Grußworte des Botschafters der Bundesrepublik Deutschlands, Arndt Freytag von Loringhoven, sowie des Ministers Błażej Poboży, des Unterstaatssekretärs im polnischen Ministerium für Inneres und Verwaltung, hören.

Nach Abschluss der feierlichen Messe begaben sich die Delegationen auf den Friedhof auf dem St. Annaberg, um an beide Konfliktparteien des Jahres 1921 zu erinnern. Zum Schluss fand im Pilgerheim auf dem St. Annaberg die Premiere des Filmes „Deutsch im Herzen“ statt, der die Anfänge der deutschen Minderheit in Polen thematisierte. Davon erzählten Blasius Hanczuch, Friedrich Schikora, Richard Urban, Henryk Kroll, Paul Gollan und Friedrich Petrach; manche von ihnen waren auch bei der Erstaufführung des Filmes auf dem St. Annaberg präsent. Den Film kann man auf der Internetseite des Verbandes anschauen.

Jubiläumsfeiern 30 Jahre VdG

Auf das Jahr 2021 fiel das 30. Jubiläum des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften als Dachorganisation der deutschen Minderheit in Polen. Um dieses Jubiläum zu feiern, hat der Verband Veranstaltungen durchgeführt: zwei Feierlichkeiten in Köslin und in Kattowitz, sowie ein „Happening“. Auch die diesjährige Wallfahrt der deutschen Minderheit zum St. Annaberg war diesem Thema gewidmet. Bei den Veranstaltungen wurde auch an das 30-jährige Jubiläum des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit erinnert.

Die Geschichte des VdG geht auf den 15. September 1990 zurück, als sich in Breslau 26 Personen trafen, die deutsche Kulturverbände aus acht Woiwodschaften vertraten: Oppeln, Kattowitz, Tschenstochau, Breslau, Hirschberg, Danzig, Waldenburg und Allenstein. Damals wurde unter anderem über die Ziele und die Notwendigkeit der Einsetzung eines Koordinierungsrates – einer Dachorganisation aller deutschen Minderheitsgruppen – diskutiert. Es wurde beschlossen, dass die Hauptorganisation aller gegründeten sozial-kulturellen Gesellschaften der Deutschen in Polen unter dem Namen "Zentralrat der Deutschen Gesellschaften in Polen" gegründet sein soll. Bei einer der späteren Sitzungen wurde Oppeln für den Sitz der Organisation ausgewählt. Weniger als ein Jahr später, genau am 27. August 1991, wurde die Organisation unter dem Namen Verband der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften mit Sitz in Oppeln in das Vereinsregister aufgenommen.

Damals waren im Verband 19 ständige und 4 assoziierte Organisationen als Mitglieder. Die Zahl der in Polen lebenden Deutschen wurde damals auf 800.000 geschätzt. Heute, nach 30 Jahren Tätigkeit, gehören dem Verband 26 ständige und 13 assoziierte Organisationen an und die Zahl der Deutschen in Polen wird auf 300.000 geschätzt.

Happening „Der gute Nachbar lädt ein“

30 Jahre des Verbandes und 30 Jahre des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages

Am Donnerstag, den 17. Juni 2021, am Jahrestag der Unterzeichnung des Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Polen und zur Erinnerung an das 30. Jubiläum des Bestehens des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen wurde im Hof des Verbandes in Oppeln ein Happening „Der gute Nachbar lädt ein“ durchgeführt. Es war eine Jubiläumsfeier im symbolischen, wie auch im menschlichen Sinne.

„Heute möchten wir uns auf das Wort ‚guter Nachbar‘ konzentrieren“, betonte Bernard Gaida „Weil so wie die Staaten die gute Nachbarschaft de-

klariert haben, so sollen auch die Polen und die Deutschen als Mitglieder der Gesellschaft als gute Nachbarn funktionieren. Als deutsche Minderheit tun wir das von Anfang an, seit der Entstehung. Aber die Nachbarschaft ist etwas, was im Alltag passiert. Unsere Nachbarn haben wir eingeladen, um gemeinsam zu feiern, weil vor 30 Jahren zwei Länder, die jahrzehntelang propagandistisch als Erbfeinde bezeichnet wurden, so einen Vertrag unterschrieben haben“.

Sejmabgeordneter Ryszard Galla ergänzte: „Man soll ab und zu die Präambel des Vertrages durchlesen, um zu verstehen, wie revolutionär die damaligen Änderungen waren und wie mutig die Politiker von beiden Seiten waren, um diesen Vertrag zu unterzeichnen. In diesem Sinne feiern wir die deutsch-polnische Nachbarschaft. Wir sollten darauf achten – setze er fort – und das fördern, das diese Beziehung gepflegt, aber auch weiter entwickelt wird. (...) Wenn mich jemand fragt, was in Bezug auf den Vertrag über gute Nachbarschaft nicht erreicht wurde, wiederhole ich dann: Überzeugen Sie die Unüberzeugten! Das ist eine Aufgabe, die wir erfüllen sollten. (...) Und heute, liebe Nachbarn, lasst es feiern!“

An die versammelten Personen haben auch weitere eingeladene Gäste,



17.06.2021 – Konsulin der BRD Birgit Fisel Rösle und VdG – Vorsitzender Bernard Gaida.
Foto: Archiv des VdG

wie Wioletta Kozakiewicz vom Woiwodschaftsamt und Pfr. Dr. Piotr Tarlinski Grußworte geleitet. Die Anwesenden konnten die Ausstellung mit den Fotos anschauen, die an die jahrelange Tätigkeit des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen und die bis dahin vom Verband durchgeführten Projekte erinnerte. Es war auch die Zeit dafür, sich unter musikalischer Begleitung von Paulina Klosa auszutauschen.

Zu einem besonderen Teil der Veranstaltung wurde ein symbolischer Festakt: Gemalt werden sollte dabei ein Händedruck, dargestellt auf einer großen Leinwand. Die sich darauf begrüßenden Hände standen für Deutschland und Polen; ihre Ärmel dagegen sollten entsprechend schwarz-rot-gold und weiß-rot bemalt werden. Mit Freude übernahmen diese Aufgabe die anwesenden Ehrengäste, aber auch ein kleines Mädchen aus der Nachbarschaft, das mit ihrem Großvater zur Veranstaltung gekommen ist. Letztendlich dauerte es nicht lange, und das Graffiti war fertig und vor dem Publikum enthüllt, das auf die Ergebnisse dieser Arbeit mit Vorfreude gewartet hat. Unser großer Dank gebührt dabei dem Künstler, Vogel Paintings, dessen Werk und Engagement dieses Treffen verschönt und verewigt haben.

Jubiläumsveranstaltungen in Köslin und in Kattowitz

Die Hauptfeierlichkeiten zum Jubiläum des VdG fanden Anfang Oktober statt. Um möglichst viele Mitglieder der deutschen Minderheit zu erreichen, wurden die Veranstaltungen in Köslin und eine Woche später in Kattowitz organisiert. In beiden Fällen bestanden sie aus drei Teilen: einem ökumenischen Gottesdienst, einer Podiumsdiskussion und einer Festveranstaltung in der Philharmonie. Es war auch eine gute Gelegenheit dazu, die Personen, die für die deutsche Minderheit besondere Verdienste geleistet haben, mit der Ehrennadel des Verbandes auszuzeichnen. Bei den Feierlichkeiten begeisterte die Aufführung der Jugendblasorchester Kaprys und Leschnitz unter der Leitung des charismatischen Dirigenten, Klaudiusz Lisoń.

Köslin

Zum Beginn der Feierlichkeiten, während einer ökumenischen Andacht in der lutherischen Pfarrei in Köslin, erinnerte Pfarrer Dr. Christoph Ehricht aus Greifswald an die Jahre vor den politischen Veränderungen und vor der Unterzeichnung des Nachbarschaftsvertrages: „Wenn wir ehrlich sind und an die Zeit vor dreißig, vierzig Jahren zurückdenken, dann waren wir manchmal schon der Überzeugung, eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als dass in Deutschland die Berliner Mauer fällt, als dass die kommunistische Gewaltherrschaft zu Ende geht, als dass das Leben im Frieden und Freiheit möglich wird. (...) Aber was für den Menschen unmöglich ist, ist für Gott nicht unmöglich.“

Kurz danach fand eine Podiumsdiskussion über den 30. Jahrestag des gutnachbarlichen Vertrags statt. „Der Vertrag war für die lokalen Regierungen sehr wichtig“, erinnerte Abgeordneter Ryszard Galla. „In dem Moment, als er unterzeichnet wurde, öffnete sich die Tür im Bereich der Zusammenarbeit zwischen den Staaten“, fuhr er fort. „Natürlich waren persönliche Kontakte die Grundlage für all dies, dass eine Gemeinde mit einer anderen angefangen habe, zusammen zu arbeiten. Und diese Zusammenarbeit hat sich sehr schnell in eine inhaltliche Zusammenarbeit verwandelt.“ Der Abgeordnete Piotr Zientarski sagte: „Die Vertragsbestimmungen für Minderheitenrechte werden in Bezug auf ihren Status tatsächlich als Modellregelungen bewertet, aus denen andere Minderheiten schöpfen.“ Er wies auf Themen hin, die für Minderheiten besonders wichtig sind, und hob die Erfolge der letzten Jahre hervor, ohne jedoch die Fragen zu übersehen, an denen weiterhin gearbeitet werden sollte. Ein lebendiges Beispiel für die Zusammenarbeit zwischen den Nachbarn war das Beispiel der Partnerstädte; von der Zusammenarbeit von Köslin und Neubrandenburg erzählte der Neubrandenburger Bürgermeister, Silvio Witt. Den vollständigen Inhalt der Diskussion kann man auf der Internetseite des Verbandes abrufen.

Zum Beginn der Feierlichkeiten in der Kösliner Philharmonie ergriff der Verbandsvorsitzende, Bernard Gaida das Wort. Herzliche Worte, gerichtet an die deutsche Minderheit, kamen auch von Stanislaw Ziątek, Vorstandsmitglied der Woiwodschaft Westpommern; in seiner Rede hob er die lang-

jährige Zusammenarbeit der lokalen Gebietskörperschaften hervor, die noch lange vor Polens Beitritt zur Europäischen Union begann.

An der Veranstaltung beteiligten sich Vertreter der deutschen Minderheit in den Woiwodschaften Westpommern, Pommern sowie aus Ermland und Masuren. Anwesend waren auch die Vertreter der ukrainischen und der kaschubischen Minderheit. Ihre Anwesenheit sowie die zahlreichen Wünsche und Gratulationen, die wir erhalten haben, haben uns sehr gefreut.

Kattowitz

Die Feierlichkeiten in Kattowitz liefen nach einem ähnlichen Plan wie diese in Köslin; auch hier begannen sie mit einem Gebet; diesmal während einer ökumenischen Messe in der Kattowitzer Dominikanerkirche. „30 Jahre liegen schon hinter uns. Über 30 Jahre ist es her, dass die deutsche Sprache und Kultur zum Leben erweckt wurde (...) und im Alltag präsent ist. Was ist an diesem Tag so wichtig und was erwartet uns? Heute können wir diese Fragen aufwerfen“, überlegte in der Predigt Pfarrer Peter Tarlinski, Seelsorger der nationalen und ethnischen Minderheiten in der Diözese Oppeln.

Nach der Messe diskutierten im Gebäude der nahe gelegenen Schlesischen Philharmonie, die eingeladenen Gäste über die Bilanz des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages. Zum Thema sprachen diesmal Hans Jörg Neumann, Generalkonsul der Republik Deutschland, Ryszard Galla, Abgeordneter der Republik Polen, Zuzanna Donath-Kasiura, Vizemarschallin der Woiwodschaft Oppeln und Bernard Gaida, Verbandsvorsitzender. Die vollständige Aufnahme der Diskussion kann man auf der Internetseite des Verbandes abrufen.

„Der Verband war die Vereinigung, die es geschafft hat, die vielen kleinen Pflänzchen, die in verschiedenen Ecken gewachsen sind, nachdem es der Nachbarschaftsvertrag erlaubt hatte, dass endlich wieder die Gruppen gemeinsam etwas tun können; er hat sie vereinigt und nach dem Motto ‚Gemeinsam sind wir stark‘, hat der Verband es geschafft, die Kräfte zu bündeln und dadurch hat er die gesamte Minderheit stark gemacht“, äußerte sich später Hans Jörg Neumann im Interview für die Sendung Schlesien Journal.

Die langjährige Tätigkeit des Verbandes wäre aber ohne die Beteiligung von vielen Menschen, die sich bei ihren Organisationen und Freundchaftskreisen engagieren, nicht möglich. So wurden die Personen ausgezeichnet, die dieses Engagement geleistet haben: mit der Ehrennadel des Verbandes oder mit der VdG-Medaille. Auf diese Weise wollten wir diesen wertvollen Ansatz würdigen.

An den Feierlichkeiten in Kattowitz beteiligten sich zahlreiche Gäste; herzliche Worte wurden dabei ausgesprochen oder an uns gerichtet. Wir bedanken uns besonders bei Vertretern der Bundesregierung mit dem Bundesbeauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, bei den lokalen Behörden, bei verwandten Minderheitenorganisationen und bei allen, die bei den Feierlichkeiten präsent waren.



Zahlreiche Gäste beim 30. Jubiläum des Verbandes in Köslin

Foto: Rudolf Urban



Bernard Gaida verleiht die VdG-Ehrennadel an verdiente Personen

Foto: VdG



Debatte zu "30 Jahre nach dem deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag". Von links: Rudolf Urban, Ryszard Galla, Zuzanna Donath-Kasiura, Bernard Gaida, Hans Jörg Neumann

Foto: VdG

DOKUMENTATION

„Wir, Deutsche aus Schlesien, Pommern, Ermland und Masuren, bleiben in Europa!“

Rede des Vorsitzenden des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG) Bernard Gaida, zum 30. Jubiläum am 9. Oktober 2021 in Kattowitz

Sehr geehrte Damen und Herren,

wir haben heute mit dem berühmten Beethoven- und Schillerlied angefangen. Nirgendwann klang mir das Europalied so wertvoll wie an dem Samstag nach dem Donnerstag.*

Ich begrüße alle: Uns Schlesier, die sich gleichzeitig als Deutsche fühlen, ich begrüße die sonstigen Schlesier und die Polen; die Minderheit und die Mehrheit. Ich werde so sprechen, wie unser Leben ist und wie ist unser Erbe – etwas in Deutsch, etwas in Polnisch wie auch in Schlesisch.**

Wir treffen uns heute in der schönen Philharmonie in Kattowitz, 30 Jahre nach der Gründung des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen. Erlauben Sie mir, mich ein bisschen mit der Geschichte zu beschäftigen. Letztes Jahr haben wir mit dem 15. Jahrestag des Minderheitengesetzes in Polen zu tun gehabt. Und was war früher? Dazu kann ich eine persönliche Antwort geben.

Mit der Ablehnung meiner deutschen Identität und der Identität von Hunderttausenden anderen Menschen hatte ich von Geburt an zu tun. In einem sozialistischen Staat war dies eine doppelte Unterdrückung, da der Mangel an Demokratie, verbunden mit der Idee eines Ein-Nationen-Staates, nach den Vertreibungen der Deutschen, nach der Zeit der Deportation und der Nachkriegslager für die Deutschen bedeutete in der gesamten späteren Zeit sprachliche und kulturelle Diskriminierung. Die Diskriminierung betraf insbesondere die Verbannung der deutschen Sprache nicht nur aus dem öffentlichen Raum, aus dem öffentlichen Leben und der Schulbildung (und hier in Oberschlesien galt das Deutschunterrichtsverbot unun-

terbrochen bis 1989, während in Pommern Schulen existierten, in denen man in Deutsch unterrichtet hat), sondern man wurde oft auch für die Verwendung von Deutsch im Privatleben bestraft. Nicht weit von hier, in Beuthen, Miechowitz oder Friedrichswille, wurde ein Junge bei der Miliz zu Tode gefoltert, nur weil er das Lied „Schön ist die Jugend“ bei einem Tanzabend gesungen hatte. Von vornherein sollte dies die verbleibende (oft zweisprachige) deutsche Bevölkerung polonisieren. Einerseits ist es tatsächlich gelungen, die Zahl der Deutschsprechenden zu reduzieren und andererseits die Mehrheitsgemeinschaft davon zu überzeugen, dass es in Polen keine deutsche Minderheit gibt. Dabei gelang es manchmal sogar die Deutschen selbst zu überzeugen, dass sie keine Deutschen sind. Das war ein großer Erfolg der Volksrepublik Polen, dessen Folge (abgesehen von der erzwungenen Assimilation) auch eine damals kontinuierliche Auswanderung nach Deutschland war. Aber sie geht weiter. Die schrumpfende, zerstreute und eingeschüchterte deutsche Gemeinschaft hielt bis zum Durchbruch der Solidarność-Bewegung durch, die bei ihrem ersten Treffen in der Danziger Halle Olivia in einer Resolution über nationale Minderheiten die Existenz unter anderen auch der deutschen Minderheit anerkannte und ihre sprachlichen und kulturellen Rechte erklärte. Dies war eine klare Folge des Appells der Solidarność an die Menschen- und die Bürgerrechte. Ein weiteres Ereignis war das Exposé von Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki vom 12. Juli 1989, in dem er erklärte, dass die hier lebenden nationalen Minderheiten sich in Polen wie zu Hause fühlen und in der Lage sein sollten, ihre Muttersprachen zu pflegen und damit die polnische Kultur zu bereichern. Für die Deutschen, die bisher offen schikaniert wurden, klang das besonders revolutionär.

Die deutsche Minderheit feiert heute nicht ihren 30. Geburtstag, erinnert sich aber – sollte man ihr Alter seit der Verschiebung der Grenzen 1945 zählen – an mindestens 76 Jahre Geschichte oder sogar an eine viel längere, wenn man die Grenzänderungen nach dem Ersten Weltkrieg mitrechnet. **Und man muss bedenken, dass wir keine Bürger Polens mit Migrationshintergrund sind. Wir haben die Grenze nicht überschritten, es ist die Grenze, die uns überschritten hat.** Der schreckliche Krieg, der von Deutschland ausgelöst wurde, unterstützt von der UdSSR und die Folgen des Krieges führten dazu, dass wir plötzlich in

unserer Heimat bleibend uns in einem fremden Staat wiederfanden. Wir wurden so weit akzeptiert, solange wir als assimilationsfähig angesehen wurden. Daher wurde in der VRP die deutsche Sprache zum Angriffsziel. Polen als ein unterdrücktes Land hat alle Einwohner unterdrückt, vor allem aber Nicht-Polen.

Aber die Deutschen gibt es seit Hunderten von Jahren auf dem Gebiet von Schlesien, Pommern, Ermland, Masuren, Großpolen, Kujawien, und diese Gebiete haben das mitgestaltet, was wir den deutschen Kulturkreis nennen. **Hier schrieben Eichendorff und Hauptmann, auf diesem Land schufen Wiechert und Herder, in Schivelbein wurde Rudolf Virchow geboren, der in der Geschichte der Charité in Berlin bekannt ist; in Schlesien wurde die wissenschaftliche Forschung von Nobelpreisträgern wie Paul Ehrlich durchgeführt, aus Breslau stammte der Physiker Max Born, Danzig verließ Günther Grass geistig nie und die Physikerin Maria Goeppert-Mayer stammt aus Kattowitz. Und wir sind stolz darauf.**

Und das ist ein Grund für unseren Stolz; und das ist der Grund, der uns unserem Deutschtum treu macht. Wir haben unseren Wert als Deutsche. Und heute ist das die Geschichte von uns allen und wir wollen, dass sie präsent ist in Straßenschildern, auf den Denkmälern und in den Schulen. Obwohl die Deutschen in Schlesien, Pommern, Ermland und Masuren den Schrecken der Vertreibung, Umsiedlung und Deportationen in die UdSSR oder in die Arbeitslager in Polen erfahren mussten, waren sie im Sinne ihrer christlichen Werte stets darum bemüht, mit ihren Nachbarn normale Beziehungen aufzubauen. Gegenüber Behörden mussten sie ihre Herkunft oft verheimlichen. Für die polnischen Nachbarn waren sie jedoch stets als Deutsche bekannt. **Auf diese Weise schlossen sie über die Jahre in ihrem Alltag Tausende von kleinen Verträgen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit.**

Diese Geschichte führt uns schon zum wirklichen Vertrag über gute Nachbarschaft und friedliche Zusammenarbeit, der vor 30 Jahren unterzeichnet wurde. Die oben erwähnte Erklärung von Herrn Mazowiecki fand ihren Ausdruck in dem vom polnischen Ministerpräsidenten Jan Krzysztof Bielecki und Bundeskanzler Helmut Kohl unterzeichneten Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen der

Republik Polen und der Bundesrepublik Deutschland. In den Paragraphen 20 und 21 finden wir nicht nur die offizielle Anerkennung der Existenz der deutschen Minderheit, sondern auch die Erklärung, dass sie nicht nur sprachliche und kulturelle Rechte erhält; wir finden dort auch die Verpflichtung zur Unterstützung der Verwirklichung dieser Rechte und zur Schaffung von Bedingungen dazu.

In dem Vertrag war die tatsächliche Entstehung des VdG verankert, die im August 1991 stattgefunden hat. Schon am Anfang waren die Regionen repräsentiert, die auch heute unter uns sind: Ober- und Niederschlesien, Ostpreußen, Danzig und Westpreußen. 1992 waren in dieser Organisation auch Vertreter aus Pommern, Lodsch und Posen anwesend. Auf diese Weise haben sich die Deutschen in Polen mit großer Begeisterung und Engagement zusammengeschlossen und ein kulturelles Leben mit Erhaltung der Sprache und Tradition geführt und gepflegt. Es waren sowohl die ältere als auch die jüngere Generation, die im Bund der Jugend der Deutschen Minderheit tätig war.

Unser Verband ist wie der Kopf und die Stimme der ganzen deutschen Gemeinde und im Namen dieser Gemeinde führt er Gespräche mit Berlin und Warschau. Dem Vertrag, den die deutsche und die polnische Regierung unterzeichnet haben, verdanken wir es, dass wir heute die Unterstützung von beiden dieser Seiten bekommen. Für die Unterstützung aus Deutschland und aus Polen, die uns in all den Jahren begleitet, möchte ich mich recht herzlich bedanken. Dank der Unterstützung aus Deutschland starten wir in die nächsten 30 Jahre mit neuen Bildungsprojekten wie Lernraum.pl, Deutsch AG, aber auch wissenschaftlichen Projekten wie dem Dokumentations- und Ausstellungszentrum sowie Forschungszentrum der Deutschen Minderheit. Aber an der ersten Stelle sollten wir die Menschen der Vergangenheit würdigen. Das Bedürfnis, mit der deutschen Identität in Polen zu existieren und zu funktionieren, wohnte Tausenden von Menschen inne und diesem Bedürfnis verdanken wir, dass viele von ihnen – dem Nachbarschaftsvertrag weit voraus – sich die Mühe gemacht haben, dass wir unsere deutsche Identität behalten haben und dass wir zusammenkommen und uns vereinen. Dies kam vor über 30 Jahren gleichzeitig in vielen Ortschaften, sowohl in Schlesien als auch im Norden des Landes zustande. Viele Anführer dieser Bewegung mussten mit größeren

oder kleineren Schikanen der Behörden rechnen. **Gedenken wir ihrer und danken wir diesen Menschen, denn viele von ihnen sind nicht mehr unter uns.**

Nach den revolutionären Veränderungen wurde es bald wieder möglich, die deutsche Sprache zu lernen. Mit der Einführung des Deutschunterrichts schien die grundlegendste Erwartung der Deutschen in Polen erfüllt zu sein. Die Zeit sollte jedoch zeigen, dass einfach die Möglichkeit, Russischunterricht mit dem Deutschunterricht zu ersetzen oder zusätzliche Unterrichtsstunden der deutschen Sprache als Minderheitensprache einzuführen, nicht in der Lage sind, die kulturellen Verluste auszugleichen, die die deutsche Gemeinschaft innerhalb der erzwungenen Assimilation in der VRP erlitten hat. **Dieser Mangel an deutscher Sprache in der Kindheit, in der Schule, auf der Straße und aus Angst auch zu Hause, hat dazu geführt, dass viele infolge des Sprachverlusts auch den Verlust der Identität unserer Väter erlitten, obwohl sie keine polnische Identität angenommen haben, was wir Schlesier in Oberschlesien erleben. Aber die deutsche Identität ihrer Väter bleibt für immer ihr Vermächtnis und steht ihnen offen, auch wenn sie unbewusst bleibt. Sie ist umfassend; sie hat sich immer gut angefühlt und fühlt sich gut mit dem Schlesiertum.**

Seit dem Durchbruch von 1989 musste man lange auf das geschriebene Minderheitengesetz warten. Ein Dutzend Jahre vor der Verabschiedung des Gesetzes über nationale und ethnische Minderheiten und die Regionalsprache im Jahr 2005 zeigen, wie sehr die VRP-Politik, die auf dem Konzept der nationalen Einheit des Landes basiert, das Bewusstsein der Politiker aller politischen Optionen geprägt hat. Und so ist es bei vielen von ihnen bis heute! Es war ein Einfluss, der stärker war als die Lehre von Johannes Paul II., dessen revolutionäre Botschaft „Respekt der Minderheit als eine Bedingung des Friedens“ seit 1989 bekannt ist. Sie ging Dokumenten des Europarats wie dem „Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten“ und der „Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen“ voraus.

Polen hat sie entsprechend in den Jahren 2000 und 2009 ratifiziert. Erst mit dieser Tatsache können wir sagen, dass der Rechtsapparat für das Funktionieren der nationalen Minderheit einschließlich der deutschen ge-

schaffen wurde. **Und doch können wir nicht zufrieden sein, denn vor allem das Bildungssystem für die deutsche Minderheit hat mehr als 50.000 Schüler, die Deutsch als Minderheitensprache lernen, für die innerhalb von 30 Jahren keine einzige „staatliche“ Schule geschaffen wurde, in der die Schüler auf Deutsch unterrichtet werden könnten.** Mit drei Stunden pro Woche und mit einigen Schulen, die als Ergebnis der Bemühungen der Minderheit entstanden sind und die zweisprachig unterrichten, sind wir nicht imstande, nach Jahren der Diskriminierung die Wiederbelebung der deutschen Sprache als Alltagssprache zu erlangen. Im Vergleich dazu verfügt die ungefähr gleich so große polnische Minderheit in Litauen über etwa hundert Schulen, die auf Polnisch unterrichten.

Es ist daher gut, dass dieses System von Experten des Europarats negativ beurteilt wird, diese Empfehlungen aber führen leider zu keinen wesentlichen Änderungen in der Bildungspolitik der polnischen Regierung. Hier haben wir das meiste zu tun, wir brauchen hier aber auch die größte Motivation um rechtliche Möglichkeiten – auch wenn sie begrenzt sind – zu nutzen und damit die Eltern diese konsequent fordern. Aber auch damit die deutsche Sprache in unseren Familien ihren rechtmäßigen Platz wiedererlangt.

Aus diesem Grund schrieb die Delegiertenversammlung 2021 unserer Organisationen in ihrer EntschlieÙung vom 3. September 2021: „Angesichts dieser Situation appelliert die Delegiertenversammlung des VdG an die Parlamentarier und die Regierung der Republik Polen im Geiste des gutnachbarschaftlichen Vertrages und der europäischen Werte, die im Leitspruch ‚In varietate concordia‘ verankert sind, ständige und dynamische Bemühungen zu unternehmen, um die Rechte, die in dem Vertrag und insbesondere in der ratifizierten Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen begründet sind und die für die Bewahrung der nationalen, kulturellen und sprachlichen Identität der deutschen Minderheit unverzichtbar sind, voll zu verwirklichen.“

Ich glaube jedoch, dass unser größter Erfolg der letzten 30 Jahre vor allem unser Einsatz in der Gründung einer Zivilgesellschaft durch Hunderte von Konferenzen, Projekten und Partnerschaften ist; vor allem diesen, deren Ziel die Verbesserung des gegenseitigen Betrachtens von Deutschen und Polen ist. Es bereitet uns jedoch die Sorge, dass es zu immer wieder

mehreren Proben kommt, diese Errungenschaften zu schädigen. Wir Deutsche handeln in allen Regionen zugunsten der multikulturellen Zusammenarbeit mit der Mehrheit. **Wir stehen deutlich für die guten deutsch-polnischen Beziehungen in der Europäischen Gemeinschaft. Hier verankern wir unsere Sicherheit und deswegen beobachten wir mit Traurigkeit die Streitigkeiten an der Achse Berlin-Warschau und Warschau-Brüssel. Wir standen und stehen weiterhin für die Europäische Union und für die Integration der Länder, und ich bitte uns alle, aber besonders die Regierung und die politischen Parteien darum, die Beteiligung Polens mit unseren Regionen in der großen Europäischen Gemeinschaft nicht unter Fragezeichen zu stellen und diese auf keine Weise zu schwächen.**

Nach dem Urteil des Verfassungsgerichts am Donnerstag können wir nur warnen. Wenn wir uns von den Werten der EU entfernen, verlieren wir den schönen Traum des Europas vieler Völker, selbstständiger Regionen und großer, gemeinsamer Kultur. Aus der Gemeinschaft der Kultur und der Werte entsteht nämlich die Einheit in der Vielfalt. **Überall in Europa sind nationale Minderheiten in ihren Ländern ein Beweis dafür, dass man in einer sich gegenseitig bereichernden Gemeinschaft leben kann. Aber wenn wir die Wertschätzung für die kulturelle Vielfalt verdrängen, verlieren nicht nur die Minderheiten dieses Europas; dann verlieren Polen und Deutschland, dann verlieren wir alle.** Deswegen muss heute gesagt werden, dass die Verantwortung für die Zukunft, für die deutsche Minderheit, für Schlesien, aber auch für die beiden Länder gleichzeitig eine Verantwortung für die Erfüllung guter Nachbarschaft und freundschaftlicher Zusammenarbeit ist. Diese darf keiner schwächen, die darf man nur vertiefen.

Am vergangenen Sonntag wurde in Deutschland der "Tag der Deutschen Einheit" gefeiert. Wir sind in Polen, in Schlesien, und wir fühlen uns als ein Teil dieser Einheit der Deutschen. Dank der Einheit der Kultur, aber auch dank der Europäischen Union, wo wir wohnen können und wo wir fahren können, wohin wir wollen. Auch nach Deutschland. Und von da auch hierher. Wir wollen frei in einem Land sein, in einer freien europäischen Heimat, mit unserer Geschichte, denn nur dann werden die Schlesier dableiben wollen. **Und dieses Jahr hat gezeigt, dass wir alle**

das Recht haben sollten, unsere Geschichte zu zeigen: Wie das Jahr 1921 wirklich ausgesehen hat, und das haben wir auf dem St. Anna-Berg gezeigt, und darüber haben wir auf der Konferenz in Oppeln gesprochen wie auch geschrieben; aber die staatlichen Feierlichkeiten verfestigen weiter mehr eine Propaganda als die Geschichte. Um das Tor zum Lager in Schwientochlowitz-Zgoda fängt man auch an zu manipulieren. Das ist auch ein Grund dafür, mit ganzer Kraft für unsere Heimat in Europa zu stehen.

Wir standen und stehen weiterhin für die Idee der Präsenz Polens samt unserer Heimaten in der Europäischen Union. **Wir appellieren an uns selbst, aber vor allem an die Regierung und die politischen Parteien, damit aufzuhören, unsere Präsenz in der großen Europäischen Gemeinschaft infrage zu stellen.** Die Verdrängung des Respekts vor den Nachbarn und der Würdigung des Multikulturalismus, der Verlust von Minderheitensprachen wird nicht nur ein Verlust für die deutsche Minderheit sein, sondern auch für Polen, Deutschland und Europa. Die Verantwortung für die Zukunft der Deutschen in Polen, für Schlesien, für die beiden Länder liegt in der ständigen Verwirklichung der guten Nachbarschaft und der freundschaftlichen Zusammenarbeit sowie der europäischen Integration. Das darf nicht geschwächt, sondern nur vertieft werden.

Wir, Deutsche aus Schlesien, Pommern, Ermland und Masuren, bleiben in Europa!

*Die Rede wurde am 9. Oktober 2021 gehalten, nach dem Urteil des polnischen Verfassungsgericht am vorangegangenen Donnerstag. Laut dessen soll der Gerichtshof der Europäischen Union gegen die Rechtsstaatlichkeit Polens verstoßen.

**Die Rede war im Original dreisprachig gehalten; hier veröffentlichen wir nun deren deutsche Version samt Übersetzung der Passagen aus anderen zwei Sprachen. Deren Originalaufnahme ist auf der Internetseite des Verbandes zu finden.

52. Jahresversammlung des Verbandes

Am 3. September 2021 fand am St. Annaberg die 52. Verbandsratsitzung des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften statt – das wichtigste Treffen der Delegierten des Verbandes, das alljährlich stattfindet und währenddessen sowohl über die Tätigkeit berichtet wird, als auch die wichtigsten Entscheidungen getroffen werden.

Zum Anfang der Sitzung hat der Vorsitzende Bernard Gaida über die Tätigkeit des Verbandes im vergangenen Jahr berichtet; genannt hat er unter anderem laufende Projekte, die – trotz der Pandemiezeit – doch realisiert werden konnten. In diesem Jahr sind aber auch neue Projekte gestartet, „die dank der Entscheidung des Bundestages vom Jahr 2019 uns eine Chance bieten, die deutsche Volksgruppe auf ein qualitativ höheres Niveau zu bringen und negativen Erscheinungen entgegenzuwirken (...). Eine völlig neue Qualität bieten neue Institutionen an, die dank der Zuwendung aus Deutschland entstehen konnten“. Gemeint waren hier u. a. das Anfang Juni eröffnete Jugendzentrum wie das entstehende Dokumentations- und Ausstellungszentrum der deutschen Minderheit.

Worte des Dankes konnten dabei nicht fehlen. Und so wurde Prof. Dr. Bernd Fabritius, Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, mit der VdG-Medaille für besondere Verdienste geehrt. „Sie, Herr Fabritius, haben sich besonders für die Anliegen der deutschen Minderheiten eingesetzt, weil Sie selbst als Deutscher aus Rumänien die Belange kennen. Ihnen haben wir zu verdanken, dass die deutsche Volksgruppe in den letzten Jahren eine große Förderung erhalten und damit neue Initiativen auf den Weg bringen konnten“, äußerte die Rafał Bartek, stellvertretender Vorsitzender, in seinen Dankesworten.

Während der Sitzung wurde auch die Resolution anlässlich des 30-jährigen Bestehens des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen verabschiedet. In der Resolution appellierten die Delegierten an die polnische Regierung, „ständige und dynamische Bemühungen zu unternehmen, um die Rechte, die in dem [deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag] und insbesondere in der ratifizierten Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen begründet sind und die für die Bewahrung der nationalen, kulturellen und sprachlichen Identität der deutschen Minderheit unverzichtbar sind, voll zu verwirklichen.“

Zu einem wichtigen Punkt wurde auch die Stiftung des VdG-Preises, dessen Ausdruck die Statuette *Gratias agimus* ist. Es ist ein Ausdruck der Dankbarkeit, mit dem Personen gewürdigt werden sollten, die sich „als Herrscher, Politiker, soziale Aktivisten, Geistliche und Kulturschaffende (...) um Einheit und Frieden bemüht haben“. Als erste Person, die mit der Statuette ausgezeichnet wird, wurde von den Delegierten einstimmig Angela Merkel gewählt.



*Dr. Bernd Fabritius erhält die VdG-Medaille.
Von links: Maria Neumann, Rafał Bartek,
Dr. Bernd Fabritius, Bernard Gaida
Foto: Rudolf Urban*



Die Delegierten während der Verbandsratssitzung

Foto: Rudolf Urban

„Ich trage den Wunsch heran, ihre Landsleute tatkräftiger zu unterstützen“

Rede von Bernard Gaida im Deutschen Bundestag

Am Montag, den 17. Mai 2021, hielt Bernard Gaida als Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten (AGDM) im Deutschen Bundestag eine Rede zu der am Anfang November 2019 verabschiedeten Resolution der AGDM zur Zukunftsausrichtung der deutschen Minderheiten. In der Rede näherte er die kulturelle und sprachliche Situation der deutschen Gemeinschaften in Europa und appellierte für die weitere Unterstützung deren Tätigkeit sowie für die Erhöhung der finanziellen Mittel, die im Haushalt der Bundesrepublik Deutschland zum Erhalt der Minderheiten und deren Pflege bestimmt sind:

In den meisten Ländern Osteuropas und Zentralasiens wurden deutsche Minderheiten bis zur politischen Wende der 80er und 90er Jahre von den Grundsätzen des demokratischen Staates ausgeschlossen. Dies äußerte sich in der fehlenden rechtlichen Anerkennung der gesamten deutschen Gemeinschaft, die eine institutionelle Tätigkeit unmöglich machte und oftmals mit kultureller und sprachlicher Diskriminierung verbunden war. Diese Situation führte in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg zur Migration von hunderttausenden Deutschen aus ihren Heimatländern nach Deutschland und darüber hinaus sowohl zu erzwungener als auch unbewusster Assimilation der verbliebenen Gemeinschaften. Eine der Konsequenzen daraus ist, dass Angehörige der deutschen Minderheit heutzutage oftmals nur über unzureichende Deutschkenntnisse verfügen und somit einer der wichtigsten Identitätsträger – die Sprache – fehlt. Zusammen mit der Angst, sich in der Öffentlichkeit zur deutschen Identität zu bekennen, haben wir es momentan mit einer sehr fragilen Situation der deutschen Identität in Osteuropa und Zentralasien zu tun. (...)

Wir möchten aber gleichzeitig darauf hinweisen, dass wir uns sowohl als loyale Bürgerinnen und Bürger unserer Länder sowie als Teil der deutschen Kulturnation verstehen. Aufgrund dessen möchten wir von Deutschland nicht nur durch das Prisma des Kriegsfolgenschicksals betrachtet werden, sondern als Landsleute, die für die Stärkung ihrer Identität eine Bindung an die deutsche Kultur benötigen. (...)

In vielen von uns bewohnten Ländern sind noch immer keine öffentlichen Bildungssysteme für die Minderheit geschaffen worden, die uns eine wirksame Unterbrechung des Verlustprozesses bzw. den Wiederaufbau der Rolle der deutschen Sprache im sozialen und familiären Leben ermöglichen könnten. Darüber hinaus ist der Prozess der Identitätsübertragung weiterhin, aufgrund der häufig mangelnden Unterstützung in Form von Kulturinstitutionen, geschwächt. Programme und Projekte, die zur Verbreitung der gegenwärtigen deutschen Kultur und Vermittlung des modernen Deutschlandbildes im Ausland beitragen, sind elitärer Natur, fokussiert auf die Großstädte und erreichen oftmals nicht die Regionen, die von der deutschen Minderheit bewohnt werden. (...)

Wir appellieren für eine Erhöhung der finanziellen Unterstützung vor allem deswegen, weil wir neue Möglichkeiten für die Entwicklung unserer Gemeinschaften sehen. Ich trage an dieser Stelle den Wunsch an sie heran, ihre deutschen Landsleute in Europa und in der ehemaligen Sowjetunion tatkräftiger zu unterstützen (...), die eine wichtige Soft-Power im kulturellen, diplomatischen und integrationsgesellschaftlichen Sinne in sich verbirgt, entsprechend finanziell auszurüsten.

Botschafter der Bundesrepublik Deutschland zu Besuch in Oppeln

Im Juni 2021 besuchte der seit September des Vorjahres in Polen amtierende Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, Arndt Freytag von Loringhoven, Oppeln. Sein zweitägiger Aufenthalt war eine Gelegenheit, zahlreiche Vertreter der deutschen Minderheit zu treffen, an Diskussionen teilzunehmen und einen Einblick in das Leben der deutschen Minderheit in Oppeln zu gewinnen. „Ich denke, es sind zwei ganz wesentliche Elemente für die Identität, für das Leben der deutschen Minderheit. Ich bin auch sehr froh, dass die Finanzierung gelungen ist und man jetzt an die Arbeit gehen kann“, äußerte er sich nach dem Besuch des Jugendzentrums und des Forschungszentrums der deutschen Minderheit – zwei Institutionen der deutschen Minderheit in Oppeln, die unter seiner Anwesenheit feierlich eröffnet wurden.

Auch weitere Besuche standen dabei noch auf dem Plan: Dazu zählten das Gespräch mit Erzbischof Alfons Nossol sowie ein Treffen mit der Jugend, die gerade an einem Projekt des Hauses der deutsch-polnischen Zusammenarbeit teilnahm. Bei einem Gespräch im Sitz des Verbandes wurde über die Herausforderungen diskutiert, die vor der deutschen Minderheit in Polen u.a. im Bereich Bildung stehen. Trotz der beim Treffen angedeuteten Schwierigkeiten blieb der Botschafter voller Zuversicht: „Wir haben in diesem Jahr 30 Jahre des [deutsch-polnischen Nachbarschafts] Vertrages; vielleicht ist es ein Anlass, noch einmal einen positiven Impuls in beide Richtungen zu geben“, äußerte er beim Interview für "Schlesien Journal" seine Hoffnung.

Am Folgetag nahm Herr Loringhoven an der auf dem St. Annaberg stattfindenden Wallfahrt der nationalen und ethnischen Minderheiten teil. „Wenn wir zurückschauen, ist eine gute Nachbarschaft alles andere als selbstverständlich. Vor 100 Jahren kämpften Deutsche und polnische Truppen um Oberschlesien und Annaberg. Der frühere polnische Präsident Bronisław Komorowski bezeichnete die Ereignisse von vor 100 Jahren als ein Drama, das nicht nur die schlesischen Dörfer und Städte, Familienhäuser aber auch einzelne Familien teilte. So etwas darf nie wieder geschehen. Und ganz besonders wichtig ist daher ein stetiger, vertrauensvoller, für den anderen und für die anderen zugewandter Dialog (...).“ Auch zum

30. Jahrestag des Bestehens der Organisation der Deutschen Minderheit gratulierte er mit den Worten: „Ich freue mich sehr, auf meiner ersten Reise in die Woiwodschaft Oppeln eine sehr aktive und engagierte deutsche Minderheit zu erleben. Und dabei spielt die Jugend eine ganz besondere, entscheidende Rolle.“



*Botschafter der Bundesrepublik Deutschland Arndt Freytag von Loringhoven und Verbandsvorsitzender Bernard Gaida am Eingang zum Jugendzentrum
Foto: Mateusz Koszyk*



In der Mitte von links: Damian Stefaniak, Józef Swaczyna, Arndt Freytag von Loringhoven, Bernard Gaida, Ryszard Galla. Vorne: Peter Jeske. Hinten: Rafał Bartek, Maria Neumann, Michał Schlueter, Waldemar Świerczek, Marcin Lippa *Foto: Rudolf Urban*



Treffen mit dem Vorstand des Verbandes. Von links: Peter Jeske, Józef Swaczyna, Abgeordneter Ryszard Galla, Konsulin Birgit Fisel-Rösle, Botschafter Arndt Freytag von Loringhoven mit Ehefrau, Verbandsvorsitzender Bernard Gaida, Maria Neumann, Rafał Bartek *Foto: Rudolf Urban*

Der VdG-Preis "Gratias agimus" – Ausdruck der Dankbarkeit der deutschen Minderheit

Während der 52. Verbandsratssitzung des Verbandes der Sozial-Kulturellen Gesellschaften in Polen wurde der VdG-Preis "Gratias agimus" gestiftet. Die Statuette, die eine aus dem rissigen Boden in Richtung Sonne wachsende Rose darstellt, sollte die Dankbarkeit der deutschen Minderheit für die Bemühungen um Einheit und Frieden ausdrücken.

„Man kann leicht bei Stiftung, Wiederherstellung und Pflege eigener Identität in Versuchung geraten, sich gegen andere zu wenden. Es ist einfacher, die Erinnerung an erlebtes Unrecht zu pflegen oder eigene Macht zu missbrauchen, als in den Dialog zu treten. Aus der Weisheit des Dialogs erwächst eine versöhnte Erinnerung und ein gemeinsamer Weg in die Zukunft, und nicht neue Vorurteile“, lesen wir im Inhalt der Stiftung. Diese Idee stellt die Form der Statuette dar: „Es ist eine Rosenblume, die aus dem rissigen Boden herausragt, sie steuert auf das Licht zu. Etwas, was früher unvollkommen war, verwandelt sich also in das Gute“, beschreibt die Miniaturskulptur ihr Schöpfer - Bildhauer, Maler und Zeichner Henryk Korbański.

Der Preis wurde in einem Jahr mit zwei für die deutsche Minderheit in Polen wichtigen Jahrestagen ins Leben gerufen: Zum 30. Jahrestag der Gründung des Verbandes als Dachorganisation der deutschen Minderheit und im Jahr des 30. Jahrestages der Unterzeichnung des deutsch-polnischen Vertrags über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit:

„Im Inhalt des Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit lesen wir über die Rolle der nationalen Minderheiten als natürliche Brücken zwischen dem deutschen und dem polnischen Volk. Die Zugehörigkeit zu zwei Gemeinschaften erlaubt, sich selbst und andere besser in einem breiteren Kontext im Hinblick auf den Reichtum der nationalen, kulturellen, sprachlichen und religiösen Vielfalt zu sehen und das gegenseitige Verständnis zu fördern. Wir möchten daher diese Erkenntnisse mit Ihnen teilen, in der Hoffnung, dass sie vielen helfen, in Eintracht, in Achtung und sozialer Solidarität nebeneinander zu leben.“

Die erste Preisträgerin soll Angela Merkel werden, die sich 2021 aus dem



Mit dieser neuen Statuette des VdG soll 2022 erstmals Kanzlerin a.D. Angela Merkel geehrt werden.

Foto: VdG

Amt der Bundeskanzlerin verabschiedete und die ihr Interesse an Minderheitenfragen stets sehr aktiv zum Ausdruck gebracht hat. Mehrfach hat sie sich mit Vertretern der deutschen Minderheit in Polen getroffen, zuletzt 2017 in der deutschen Botschaft in Warschau. Sie war auch die erste Person im Amt des Kanzlers, die sich mit der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten (AGDM) getroffen hat. Angela Merkel hat auch oft die Notwendigkeit betont, die deutsche Minderheit zu unterstützen – während ihrer 16-jährigen Amtszeit konnte die deutsche Gemeinschaft in Polen auf echte Unterstützung durch die Bundesregierung zählen.

Die Preisverleihung erfolgt, sobald ein Termin vereinbart wird.

Gedenken an die Opfer der Kämpfe von 1921

Debatte mit Experten am 21. März 2021

Auf das Jahr 2021 fiel der 100. Jahrestag des Plebiszits in Oberschlesien und des III. schlesischen Aufstandes. An die Ereignisse erinnerten Gedenkveranstaltungen, Ausstellungen, Dokumentationen und Publikationen. Zu diesem Anlass hat der VdG im März eine Debatte mit Experten und im Juli eine Gedenkfeier für die Gefallenen durchgeführt. Diese fand am 5. Juli, am 100. Jahrestag der Beendigung der Kampfmaßnahmen des Jahres 1921 statt.

Während der Debatte haben deren Teilnehmer verschiedene Aspekte der Situation im Jahr 1921 angesprochen. „Angesichts aller möglichen Vereinfachungen ist es notwendig, bestimmte Punkte aufzuzeigen, die kritisch wären, aber die Situation 1921 skizzieren würden“, sagte Prof. **Ryszard Kaczmarek**. „Der erste Höhepunkt in Oberschlesien 1921 war natürlich – fuhr er fort – die Volksabstimmung (...) 60 % haben für Deutschland gestimmt, 40 % für Polen. Es ging nicht um nationale Identität, sondern um eine Frage: „Wo willst du nach der Volksabstimmung leben? Wie soll die Grenze gesetzt werden?“ (...) Der zweite Höhepunkt war April 1921. (...) Es mag seltsam erscheinen, aber als die Entscheidung, dass in Oberschlesien eine Volksabstimmung stattfinden sollte, getroffen wurde, fragte sich niemand wirklich, wie die Interpretation dieser Ergebnisse aussehen würde. (...) Im April wurde (...) darüber diskutiert, wie das Finale dieser Volksabstimmung und die Zukunft Oberschlesiens aussehen sollen. (...)

Dawid Smolorz: „Es ist schade, dass die Autoren verschiedener Studien, die später in Umlauf kommen, keinen einfachen Vergleich der sprachlichen Situation in Oberschlesien und der Ergebnisse des Plebiszits machen. Dies ist eine spannende Lektüre, denn Oberschlesien entzieht sich allen einfachen Schemata. (...) Natürlich ist es so, dass der Kern des Plebiszit-Gebiets, der östliche Teil in ländlichen Gebieten, für Polen stimmt, aber im weiteren Westen wird die Situation immer komplizierter. (...) Dies sind Bereiche, in denen Interpretationen, die später angewendet werden, nicht mehr zur Geltung kommen.“

Monika Mikołajczyk: „In der Tat hatte ein Teil von Schlesiern nationale Identität; es gab Erklärungen wie „Ich bin Pole“, „ich bin Deutscher“,



Lucjan Dzumla im Gespräch mit Dawid Smolorz

Foto: VdG

oder auch: „Ich bin Untertan des Königs von Preußen“. (...) Darüber hinaus waren es aber auch wirtschaftliche, pragmatische Faktoren. Die schlesische Bevölkerung war eher pragmatisch. Die Frage war: Wie wird die schlesische Heimat in zehn, fünfzehn Jahren aussehen? Der polnische Staat (das war auch Teil der deutschen Propaganda) galt als saisonaler Staat (...). Auch das ökonomische Kalkül und die Art und Weise, wie diese Gebiete entstehen, zählten oft (...) Der deutsche Staat wurde im Gegensatz zum polnischen Staat als stabiles politisches Schaffen dargestellt; obwohl es nebenan auch Identitätsgründe gab.“

Das Thema der Volksabstimmung ist neben der Deutung an historische Fakten auch eine Frage der Erinnerungskultur; vor allem im Hinblick auf die Gegenseiten der schlesischen Aufstände – eines Konflikts, der als Folge dieses Ereignisses ausbrach und auf beiden Seiten zu Opfern führte. Das Thema des Gedenkens und der Notwendigkeit des Dialogs wurde am Ende der Diskussion vom Vorsitzenden des VdG, Bernard Gaida, angesprochen:

„Aus der Sicht der polnischen Mehrheit ist die Teilung Oberschlesiens ein Sieg und hier ist der größte Unterschied, der uns nicht in die Lage bringt, sich zu verständigen. (...) Und jedes Gedenken macht wirklich Sinn erst dann, wenn es etwas in der Gegenwart verändert oder in die Zukunft blickt. (...) In einem Augenblick wird der Jahrestag des dritten schlesischen Aufstandes in Erinnerung gerufen, und es ist an der Zeit, die beiden Seiten zu ehren, die sich damals gegenüberstanden. Denn das gleiche war

das moralische Recht derjenigen, die Oberschlesien innerhalb der Grenzen Deutschlands und derjenigen, die Oberschlesien innerhalb der Grenzen Polens wollten. (...) Wir haben diesen Dualismus auf St. Annaberg. An der Stelle, wo das Denkmal-Mausoleum, das den deutschen Verteidigern Oberschlesiens gewidmet war, haben wir heute an der gleichen Stelle ein Denkmal, das die andere Seite ehrt. Es ist Zeit, hier einen Diskurs anzuregen, der beide Seiten des Konflikts gleichermaßen ehrt und das Problem der Teilung der oberschlesischen Heimat richtig betrachtet.“

Wir verneigen den Kopf, um sie alle zu ehren

Gedenkveranstaltung, 5. Juli 2021

„Heute in der Eucharistie beten wir um Frieden, Eintracht, Einheit, Verantwortung, freundschaftliche Zusammenarbeit aller Einwohner unseres geliebten schlesischen Landes. Möge letzten Endes in uns Gottes Liebe und die versöhnte Vielfalt siegen. (...) Und diese Stunde und diese unsere Feier hier, sie ruft: Leben wir im Frieden; sorgen wir gemeinsam um Eintracht und Frieden“, sagte in seiner Predigt in der Annaberger Basilika Bischofsvikar Piotr Tarlinski.

Kurz nach der Messe legten Vertreter der deutschen Minderheit auf dem Sankt Annaberger Friedhof Kränze und Grablichter auf Gräbern der deutschen und polnischen Gefallenen nieder. Die Idee des Gedenkens erklärte in seiner Rede der Vorsitzende Bernard Gaida:

„Einer der größten Mängel der Feierlichkeiten, die im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1919-1922 stehen, ist ein diametraler Unterschied auf unserem schlesischen Boden: damals in Einstellung dazu und heute in Betrachtung dieser Ereignisse. Für die einen haben diese Ereignisse zum Sieg der polnischen Option und zum Anschluss eines weiteren Teils Deutschlands zu Polen geführt, für die anderen bleiben sie bis heute die Tragödie der Spaltung zwischen Schlesiern, der Verlust der Heimat und der Beginn der institutionellen Polonisierung. Es gibt sogar Historiker, die meinen, dass diese Ereignisse dem größten der Kriege des 20. Jahrhunderts zugrunde liegen. (...) Wir wissen, dass wir verwurzelte, unbewusste Stereotype brechen, aber zu Hilfe kommt uns das Christentum mit dem Dekalog

und einem Wertesystem, das verlangt, Blutvergießen und Verbrechen zu verurteilen und sich allem zuzuwenden, was Frieden und Zustimmung mit sich bringt. 1983 rief Johannes Paul II. zur Versöhnung auf unserem Land. Diese Versöhnung aber muss damit beginnen, dieses System der Werte und der vollen Wahrheit auch im öffentlichen Raum anzunehmen. Um also die Denkmuster zu durchbrechen, erfanden wir diesen Gedenktag, auf den uns Roland Skubała aufmerksam machte, als den Tag, an dem in Schlesien damals das Blutvergießen offiziell endete. Wir haben uns im Gegensatz zu dem seit 100 Jahren angenommenen Konzept entschieden, nicht den Ausbruch des dritten Aufstandes zu feiern, d. h. den Ausbruch eines Konflikts, den Beginn eines oft brüderlichen Blutvergießens, sondern im Gebet dafür zu danken, dass die Tötung endlich aufgehört hat, dass die Polen nach Polen zurückgekehrt sind, die Bayern nach Bayern und dass die in schlesischen Häusern Verbliebenen, obwohl sie menschlich die größten Verlierer waren, wieder friedlich zurechtkommen mussten. (...) Der Papst selbst schrieb: ‚Das Besondere am Nationalismus ist, dass er nur das Wohl seines eigenen Volkes anerkennt und es nur anstrebt, ohne mit den Rechten der anderen zu rechnen. Patriotismus hingegen, als Liebe zum Vaterland, gewährt allen anderen Nationen das gleiche Recht wie seiner eigenen und ist daher der Weg, die gemeinschaftliche Liebe zu klären.‘ Wir warten nicht passiv darauf, sondern gehen wir vorwärts und initiieren den Brauch, Kränze an den Gräbern sowohl der Lemberger Kadetten als auch der deutschen Verteidiger Schlesiens zu legen.“

Während der Veranstaltung wurde erstmals die mobile Ausstellung „1919-1922. Konflikt um Oberschlesien. Volksabstimmung und Teilung der Region“ gezeigt, die vom Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit erstellt wurde und in der verschiedene Themen im Zusammenhang mit der Volksabstimmung vorgestellt wurden, u. a.: Propagandaaktivitäten beider Seiten, Ergebnisse der Volksabstimmung oder der Grenzverlauf. Den Inhalt der Ausstellung stellte deren Autor Dawid Smolorz dar. Darüber hinaus hat das HDPZ auch einen Volksabstimmungsatlas vorbereitet, der detaillierte Ergebnisse der Volksabstimmung in den einzelnen Ortschaften enthält. Die Gedenkveranstaltung begleitete auch die Filmvorführung „*Ein europäischer Konflikt. Der Abstimmungskampf um Oberschlesien 1921*“ des Oberschlesischen Landesmuseums in Ratingen.



Junge Teilnehmer des Projektes auf dem Friedhof im Salesker Strand

Foto: Zbigniew Lukaszewski

Es gibt Orte und Menschen, zu denen wir zurückkehren wollen

Jugendliche sanieren verfallene evangelische Friedhöfe

Beata Sordon

Manchmal ist nur die Entfernung das einzige Hindernis für ein wiederholtes Treffen. Gemeinsame Initiativen aber vereinen die Menschen – ohne Zeit, Alter und Ort zu beachten.

In den heutigen Gebieten Polens, die vor dem Zweiten Weltkrieg zu Deutschland gehört haben, finden wir viele Symbole und Orte, die auf die Vergangenheit hinweisen, die aber nur wenige erkennen. Ein Projekt, das sich auf das Thema der Friedhöfe bezieht, kann Interesse an diesem Problem wecken, aber nur wenige sind davon überzeugt, dass eine solche Initiative einen tieferen kulturellen Kontext hat. Jugendliche, Angehörige der deutschen Minderheit aus Schlesien und der Stolpmünder Verein der Geschichtsliebhaber „Orzel“ engagieren sich seit drei Jahren gemeinsam für lokale Aktivitäten, um alte, vergessene evangelische Friedhöfe aus der Vorkriegszeit im Norden unseres Landes aufzuräumen.

Es ist eine großartige Initiative, die die Zusammenarbeit zweier Verbände zeigt, die an ausgewählten Gedenkstätten zusammenarbeiten. Im Jahr 2021 haben die Jugendlichen nicht nur Grabsteine und die Geschichte des Friedhofs in Strickershagen entdeckt, sondern auch die inzwischen nicht mehr existierende Stadt Salesker Strand, wo das einzige erhaltene Überbleibsel ein Friedhof nordöstlich der ehemaligen Siedlung ist. In deutschen Chroniken kann man Informationen darüber finden, dass es sich um eine Küstensiedlung handelte, die hauptsächlich von Fischerfamilien bewohnt wurde. Nach 1945, nachdem diese Gebiete Polen beigetreten waren, mussten die Deutschen die Siedlung verlassen. Der unbewohnte Salesker Strand wurde von Plünderern beraubt; erst nach einigen Jahren zogen dorthin die Benediktiner-Samariter-Schwestern, die dort ein Kinderheim betrieben. In anderen gefundenen Aufzeichnungen kann vermerkt werden, dass dort bis zur zweiten Hälfte der 1950er Jahre ein Zentrum für geistig behinderte Kinder betrieben wurde. Derzeit steht das Gebiet unter einem militärischen Übungsgelände und um es betreten zu können, ist eine Erlaubnis erforderlich. Dank lokaler Leidenschaftlicher, Geschichtsinteressierter und Entdecker erlangte der Friedhof 2004 die gebührende Achtung wieder.

Um diesen Ort zu sehen und seine Geschichte zu erfahren, wurden viele Anstrengungen unternommen, für die ich als Organisatorin dieses Projekts herzlich danken möchte, insbesondere den Herren vom Stolpmünder Verein der Geschichtsliebhaber „Orzel“ in Stolpmünde. Gemeinsame Arbeit, Engagement und Ziele zeigen, wie die oft schwierige Vergangenheit Menschen und Generationen miteinander verbinden kann, ohne die Nationalität und die Überzeugungen zu berücksichtigen.

Derzeit befinden sich die Friedhöfe in Strickershagen und Salesker Strand wie viele andere Orte in der Gemeinde Stolpmünde in der Obhut des Vereins „Orzel“. Wenn wir uns umschaun, kann jeder von uns in seiner Umgebung ein Stück Vergangenheit entdecken, die nur darauf wartet, bemerkt zu werden. Nicht nur Friedhöfe, Siedlungen, Burgen sind sichtbare Symbole, die unserer Aufmerksamkeit wert sind; manchmal kann ein gewöhnliches Gespräch mit einem Zeugen der Geschichte, einem Zeitungsartikel oder einem Buch unsere Wahrnehmung der Vergangenheit verändern. Projekte wie diese, die einen historischen und pädagogischen Charakter haben, wirken sich positiv auf den sich entwickelnden Charak-

ter junger Menschen aus, lehren sie, sensibel für die Vergangenheit zu sein und übergeben eine Leidenschaft für die Selbstsuche eines Menschen und die Geschichte ihrer Vorfahren.

Am Projekt nahm eine Gruppe von 16 (nicht nur) jungen Mitgliedern der deutschen Minderheit teil, die durch ihre Arbeit eine soziale Initiative unterstützt haben und somit den anderen gezeigt haben, wie sie die Welt um sie herum verändern und ihren Altersgenossen Toleranz beibringen können. Jeder Fund, unabhängig von seiner Größe oder seiner Bestimmung, weckte Freude und motivierte zur weiteren Arbeit, die nicht immer zu den einfachen gehörte. Auch ohne das Engagement vieler weiteren Personen in Stolpmünde hätte das Projekt nicht durchgeführt werden können. Wir freuen uns auf die nächste Initiative, die sicherlich im kommenden Jahr gestartet wird.

Jugendfest auf der Bühne

Am 26. September 2021 fand in Oberglogau das Konzert *Jugendfest auf der Bühne* statt. Zum dritten Mal haben junge Künstler der deutschen Minderheit den Zuschauern ihre Talente auf der großen Bühne präsentiert. Neben Gesang konnte man noch den Klang von zwei Orchestern hören. Das Wetter war hervorragend und das Publikum großartig. Tolle Musik, Gesang, selbstgebackener Kuchen und zahlreiche Attraktionen für die Kinder lockten nicht nur die Einwohner von Oberglogau, sondern auch die aus den umliegenden Ortschaften und anderen Teilen der Woiwodschaft Oppeln an. Danke an alle, die gekommen sind, vor allem jedoch an die Mitglieder des Jugendpunktes aus Zülz.

Volkstrauertag

Gedenken an die Opfer der Kriege

„Der Volkstrauertag steht für Gedenken und Innehalten, für Empathie und Mahnung, für Verständigung und Versöhnung. Er ist auch eine Brücke in die gemeinsame friedliche Zukunft Europas“ – erinnert Wolfgang Schneidermann, Präsident des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. Die erste offizielle Feierstunde im Deutschen Reichstag fand 1922 in Berlin statt. Dabei wurde zur Abkehr vom Hass aufgerufen. In den 1930er Jahren jedoch wurde der Volkstrauertag zu einem „Heldengedenktag“, und die Richtlinien über den Inhalt des Gedenkens erließ der Reichspropagandaminister. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Volkstrauertag in Westdeutschland auf Betreiben des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge 1952 wieder als "Tag der nationalen Trauer" eingeführt, in klarer Abgrenzung zum nationalsozialistischen Heldengedenken. Es wird dabei an Menschen gedacht, die in den besetzten Ländern und in Deutschland zu Opfern von Krieg, Gewalt und Verfolgung wurden. Dabei werden Blumen niedergelegt, Kerzen angezündet und Gebete gehalten.

Auch in Polen hat die deutsche Minderheit vielerorts an die Gefallenen gedacht. Die Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Breslau organisierte die Feierlichkeiten bereits am Samstag, den 13. November. Die ökumenische Andacht wurde auf dem Friedhof in **Groß Nädilitz** bei Breslau gefeiert. An der Andacht nahmen auch Pilger aus Oppeln teil, die wenige Stunden zuvor mit einer Pilgerfahrt in Trebnitz gewesen waren. Generalkonsul Hans Jörg Neumann, der bei der Zeremonie anwesend war, gedachte den Gefallenen mit folgenden Worten: „Heute erinnern wir ein weiteres Mal an die vielen Menschen, die im Zusammenhang mit den fürchterlichen Kriegen ums Leben gekommen sind. Gleichgültig, auf welcher Seite sie gekämpft haben, ob sie Soldat, ob sie Zivilopfer waren. (...) Ein Mensch ist nur dann vergessen, wenn niemand mehr an ihn denkt oder an ihn erinnert.“

Die Feierlichkeiten in **Oppeln** fanden am Sonntag, den 14. November, in der Kathedrale zum Heiligen Kreuz statt. Die ökumenische Andacht fand in Begleitung des Seelsorgers der deutschen Minderheit Pfr. Piotr Tarlinski und Pastor Wojciech Pracki statt.



Gedenken zum Volkstrauertag auf dem Friedhof in Groß Nädlitz bei Breslau

Foto: VdG

„Wir gedenken derer, die gestorben sind, weil sie sich der Tyrannei widersetzt haben, und derer, die gestorben sind, weil sie an ihren Überzeugungen und an ihrem Glauben festhielten. Wir trauern um alle, die für die Toten leiden und teilen ihren Schmerz. Aber unser Leben ist geprägt von der Hoffnung auf Versöhnung zwischen Menschen und Nationen, und unsere Verantwortung ist der Frieden zwischen den Menschen zu Hause und auf der ganzen Welt“. Mit diesen Worten erinnerte der Vorsitzende des DFK Stollarzowitz, Joachim Makowski, vor Beginn der hl. Messe an die Gefallenen. Mitglieder des Kreises legten auch Blumen vor dem Denkmal nieder, das den ermordeten, internierten und gefallenen Bewohnern von Stollarzowitz gewidmet ist. Die sterblichen Überreste der Soldaten ruhen heute auf dem Friedhof in Siemianowitz in Schlesien.

Der Friedhof in **Siemianowitz in Schlesien** ist der größte deutsche Soldatenfriedhof in Polen; derzeit sind dort etwa 30.000 deutsche Soldaten begraben, die in den Gebieten Südpolens starben. In der Mitte des Friedhofes befindet sich ein Kreuz, das allen Kriegsoffern gewidmet ist. Den Opfern haben die Vertreter des DFK im Bezirk Schlesien mit dem Vorsitzenden Martin Lipka gedacht.

Der DFK Guttentag hat eine Vorführung des Films „Auf den Spuren der Vergangenheit“ über die deutschen Häftlinge der Arbeitslager im Nachkriegspolen organisiert, der eine Diskussion folgte. Auch in **Guttentag** wurden Kerzen angezündet: An einer Gedenktafel für die Opfer des Ersten Weltkriegs, die am Ort des ehemaligen Vorkriegsdenkmals steht, sowie an einem Massengrab mit Überresten von Soldaten und Zivilisten, die 1945 ihr Leben verloren.

In Allenstein sind die gefallenen Soldaten der deutschen Armee auf dem Ehrenfriedhof im Stadtwald in **Jakobsberg** begraben. Die ersten Soldaten wurden hier 1914 bestattet, aber die meisten jedoch, die hier ruhen, sind während des Zweiten Weltkrieges ums Leben gekommen. Seit ihrer Gründung kümmert sich die Allensteiner Gesellschaft der Deutschen Minderheit (AGDM) um die Nekropole und wie jedes Jahr wurden hier am Volkstrauertag Kerzen angezündet und Blumen niedergelegt.

In **Friedrichstein**, im südöstlichen Teil von Schneidemühl, befindet sich ein Soldatenfriedhof aus den Jahren 1914-1919. Begraben sind hier Gefangene vieler Nationalitäten, die in der Armee der Entente-Staaten gekämpft haben. Die Bewohner von Schneidemühl und Umgebung gedenken hier den Gefangenen im November, im Monat des Gedenkens; gemeinsam gehen sie dorthin, um Kerzen anzuzünden.



*Pfarrer André Schmeier, Seelsorger der Deutschen in Ermland, auf dem Jakobsberger Friedhof
Foto: VdG in Ermland und Masuren*

An den von der Deutschen Minderheit in Danzig organisierten Feierlichkeiten auf dem Garnisonsfriedhof in **Danzig**, verbunden mit dem ökumenischen Gebet, nahmen Vertreter der deutschen Minderheit aus Lauenburg, Gdingen, Graudenz und Danzig sowie des Deutschen Konsulats in Danzig teil. Der historische Umriss des Friedhofs wurde von Krzysztof Jachimowicz von der Danziger Deutschen Minderheit vorgestellt.

In Westpommern wurde an die Gefallenen am Soldatenfriedhof in **Neu-mark-Glien** bei Stettin erinnert. Dort haben die Vertreter der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen Minderheit „Pomerania“ in Köslin mit dem Vorsitzenden Peter Jeske Kränze niedergelegt. Auch ein kurzes Gebet wurde dabei gehalten.

Die deutsche Minderheit in der Gemeinde Reinschdorf gedachte der Opfer im nahe gelegenen **Poborschau**. An dem kürzlich restaurierten Denkmal wurden Blumen niederlegt, um den im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten zu gedenken.



Krzysztof Jachimowicz stellt den historischen Umriss des Danziger Garnisonsfriedhofs vor.

Foto: Andrzej Gehrke



Die Bewohner von Schneidemühl und Umgebung auf dem Soldatenfriedhof in Friedrichstein

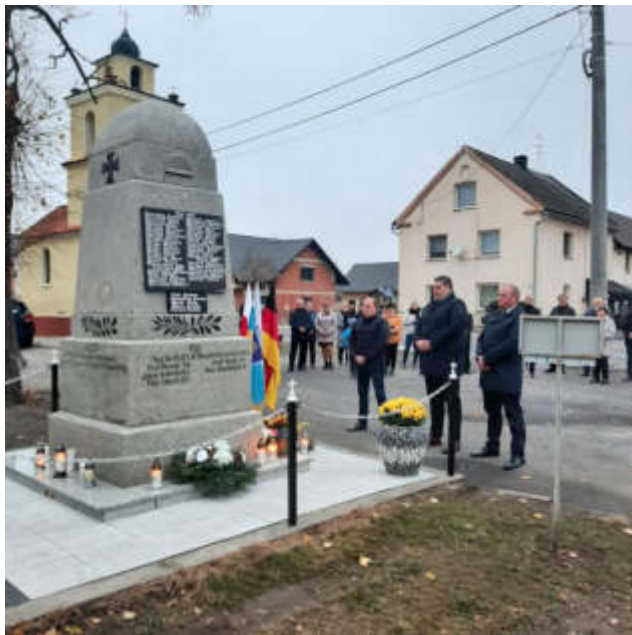
Foto: Andrzej Niškiewicz

In **Bienkowitz** bei Ratibor wurde zum Gedenken an die Opfer eine heilige Messe abgehalten und Blumen am Denkmal für die 1945 verstorbenen Soldaten niedergelegt.

Auch der Bund der Jugend der Deutschen Minderheit in Rybnik erinnerte an die Gefallenen: Die Jugendlichen haben am Denkmal in **Wilhelmsthal** im Stadtteil Ratibor Blumen niedergelegt und Kerzen angezündet. Der Vorsitzende der BJDM Rybnik, Adrian Słodowicz, gedachte am **Bullenhuser Damm** in Hamburg den Kindern, die 1944 im Konzentrations-Außenlager ums Leben gekommen sind; er zündete auch Kerzen am Denkmal in **Stellau** am Stadtrand von Hamburg an.

Auch die Jüngsten schätzen die Erinnerung an die Gefallenen. Bereits Ende Oktober zündeten Kinder des Schul- und Vorschulkomplexes in **Goslawitz** Kerzen auf dem Grab eines unbekanntenen Soldaten an.

Wir bedanken uns bei den Organisatoren, Teilnehmern und bei allen, die der Opfer gedacht haben.



Gedenken an die Opfer des Ersten Weltkrieges in Poborschau

Foto: Gloria Bartetzko



Adrian Słodowicz am Bullenhusser Damm in Hamburg

Foto: Archiv BJDM Rybnik

EHRUNGEN

Bundesverdienstkreuz für Henryk Kroll

Rudolf Urban

Am 31. August 2021 wurde der Mitbegründer und ehemalige Vorsitzende der Oppelner Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen, Henryk Kroll, das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Freunde und Familie, Bekannte und Weggefährten waren ins deutsche Generalkonsulat nach Breslau gekommen, um gemeinsam mit Generalkonsul Hans Jörg Neumann einen der Mitbegründer und langjährigen aktiven politischen Vertreter der deutschen Minderheit zu ehren. In seiner Laudatio nannte Hans Jörg Neumann die vielen Aufgaben und Funktionen, die Henryk Kroll innehatte.

„Sie gehören zu den elf Mitgliedern einer Initiativgruppe zur Legalisierung der deutschen Minderheit, die von Ihrem Vater Johann geleitet wurde. In den Jahren 1991-2008 waren Sie Vorsitzender der Sozial-Kulturellen Gesellschaften der Deutschen im Oppelner Schlesien und maßgeblich an der Schaffung der organisatorischen Grundlagen des Vereins einschließlich seiner Strukturen auf Gemeinde- und Kreisebene beteiligt“, begann Hans Jörg Neumann, um dann die Mitwirkung Krolls bei der Gründung der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens, des Verbandes deutscher Gesellschaften und seine politische Tätigkeit als Sejmabgeordneter (1991-2007) zu betonen. „Besondere Verdienste haben Sie als einer der Initiatoren des 2005 verabschiedeten Gesetzes über nationale und ethnische Minderheiten erlangt. Auch bei der Vorbereitung und Verabschiedung der Verfassung der Republik Polen haben Sie stets darauf geachtet, dass nationale Minderheiten in die Verfassung der Republik Polen vom Jahr 1997 (Artikel 35) festgeschrieben wurden“, sagte der Generalkonsul.

„Sie sind ein Schlesier mit Leib und Seele und haben einmal eine sehr schöne Definition gegeben, was für Sie ein Schlesier ist: „Ein Schlesier ist jemand, für den seine Heimat, also sein Zuhause, seine Umgebung, die Menschen, die Tradition und Geschichte das Wichtigste sind. Dann erst kommt die Nationalität, also der Bezug zum Vaterland – dem Ferneren und

etwas Abstrakteren. Ich glaube, dies ist eine gute Beschreibung für jeden Menschen, der seine Heimat liebt“, schloss Generalkonsul Neumann seine Laudatio und betonte, dass jede Ehrung eines Mitglieds der deutschen Minderheit auch eine Auszeichnung für die gesamte Organisation sei.

In seiner Dankesrede hob Henryk Kroll dann vor allem die Anfangszeit der organisierten deutschen Minderheit hervor. „Es waren zum Beispiel die vielen Gespräche auf dem Land, um die Hoffnungen und die Sorgen der Menschen zu erfahren. Dabei war ich mehr der Zuhörer und nicht der Redner“, erinnerte sich Kroll und nutzte die Gelegenheit, seinen engsten Weggefährten zu danken. Zu ihnen zählt der ehemalige Chef der deutschen Minderheit in Breslau, Friedrich Petrach, ebenso wie seine Oppelner Mitarbeiter Jan Lenort und Ryszard Donitza. „Mein besonderer Dank gilt aber meiner Familie und vor allem meiner Frau Grażyna. Als ich so oft nicht da gewesen bin, hat sie die Familie zusammengehalten. Meine Kinder bitte ich ebenfalls um Nachsicht, dass ich so oft nicht daheim gewesen bin“, sagte Henryk Kroll.



Generalkonsul Hans Jörg Neumann verleiht Henryk Kroll das Bundesverdienstkreuz

Rafał Bartek, heutiger Vorsitzender der Oppelner SKGD, hob in seiner Rede die Bedeutung der Tätigkeit Krolls und der anderen Frauen und Männer der ersten Stunde hervor: „Wir waren zwar nicht immer derselben Meinung, aber trotzdem weiß ich, wissen wir, wieviel Sie auf den Weg gebracht haben, wovon wir heute noch schöpfen. Dafür gilt unser herzlicher Dank.“ www.wochenblatt.pl

Zeitzeuge und Repräsentant der Deutschen in Polen

Mit Henryk Kroll, dem Mitbegründer der deutschen Minderheitenorganisation in Oberschlesien, langjährigem Vorsitzenden der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen im Oppelner Schlesien und Sejm-Abgeordneten der deutschen Minderheit sprach Dawid Smolorz

Sie sind vier Jahre nach Kriegsende in einer deutsch-oberschlesischen Familie zur Welt gekommen. Inwiefern konnten die deutsche Sprache und die deutsche Tradition in Ihrem Elternhaus gepflegt werden?

Ich bin in Oberwitz bei Krappitz aufgewachsen. Da unser Haus etwa einen Kilometer von anderen Bauernhöfen des Ortes entfernt stand, kam selten jemand vorbei. Deshalb konnten sich meine Eltern relativ frei fühlen und sprachen meistens untereinander Deutsch, obwohl das offiziell verboten war. Unsere zweite häusliche Sprache war der slawisch-oberschlesische Dialekt. Mein Vater las mir oft deutsche Bücher aus seiner großen Sammlung vor. Bis zu meinem fünften Lebensjahr sprach ich nur Deutsch.

Polnisch erst im Kindergarten

Dann musste ich in den Kindergarten. Sofern ich mich erinnern kann, war das in unserer Gegend Pflicht. Damit wurden die oberschlesischen Kinder gezwungen, Polnisch zu lernen. Ich habe Deutsch zwar nie verlernt, aber ab meiner Einschulung sprachen wir immer häufiger den Dialekt und ab einem gewissen Zeitpunkt dominierte dann das Polnische in meinem Leben. Meine Frau ist Polin. Bei der ersten Familienfeier bei uns, bei der sie

dabei war, hat sie keine geringe Überraschung erlebt. Anfangs sprachen die Tanten und Onkels Polnisch, weil sie wussten, dass sie der deutschen Sprachen nicht mächtig war. Aber schnell vergaßen sie, dass eine Polin unter uns war, und wechselten ins Deutsche. Noch in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre war Deutsch in unserer Sippe die Umgangssprache, auch wurde sehr viel auf Deutsch gesungen.



Henryk Kroll mit seiner Ehefrau, dahinter der heutige deutsche Sejmabgeordnete Ryszard Galla

Ende der 1980er Jahre, in einer Zeit in der General Jaruzelski und Primas Glemp einstimmig erklärten, dass es in Polen keine Deutschen gäbe, hatte Ihr Vater die Idee, in Oberschlesien eine Organisation der deutschen Minderheit zu gründen. Wie ist es dazu gekommen?

Mein Vater wurde eigentlich gezwungen, in den Ruhestand zu treten, weil die Behörden die Leitung der von ihm gegründeten landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft in Oberwitz unbedingt jemand anderem übertragen wollten. Mit seinen 60 Jahren fühlte er sich zu jung für einen Rentner. Er wollte aktiv bleiben und begann, die materiellen Spuren der deutschen Vergangenheit in unserer Gegend zu dokumentieren. Auch interessierten ihn die Ereignisse des Jahres 1945. Er reiste viel durch das Oppelner Land und lernte auf diese Weise viele einheimische Deutsche kennen. Das hat in ihm die Überzeugung gefestigt, dass in der Region viele Menschen lebten, die Deutsch sprachen, sich als Deutsche fühlten und sich nach dem täglichen Kontakt mit deutscher Kultur sehnten.

Gemeinsam mit dem Vater

Oft sprach er mit mir darüber. Mut gab uns die „Solidarność“. In den späten 80er Jahren spürte man, dass die Oppositionsbewegung stärker

wurde. Schon 1987-1988 führte mein Vater mit anderen Gleichgesinnten sehr konkrete Gespräche über die Gründung einer deutschen Organisation. Er war talentierter Organisator. So entstand eine elfköpfige Gruppe engagierter Menschen, zu der sowohl mein Vater als auch ich gehörten. Wir begannen mit der Unterschriftensammlung, um gegenüber den polnischen, aber auch gegenüber den deutschen Behörden zu demonstrieren, wie viele Deutsche in Oberschlesien noch lebten.

Sie hatten damals einen konkreten Plan und ein konkretes Ziel. Gab es aber auch die Befürchtung, dass die politische Liberalisierung vielleicht doch noch gestoppt werden könnte und dass Menschen wie Sie dann für ihr Engagement einen hohen Preis zahlen würden?

Diese Gefahr bestand tatsächlich, aber wir haben uns keine Gedanken darüber gemacht. Wahrscheinlich, weil wir sehr stark überzeugt waren, dass wir das Richtige taten.

Ein bekehrter Journalist

Wie reagierte damals das Umfeld? Es gab doch in der Region auch Menschen, die der Propaganda glaubten und der Ansicht waren, es gäbe in Polen keine Deutschen.

Natürlich reagierten nicht alle enthusiastisch auf unsere Bemühungen. Viel positive Werbung machte für uns aber unerwartet das staatliche polnische Fernsehen. Im April 1989 meldete sich bei uns ein Journalist aus Warschau namens Worotyński und sagte, er möchte eine Reportage über die Deutschen in Polen machen. Als er uns besuchte, stellten wir fest, dass er uns nicht wohlgesonnen war. Eigentlich machte er einen fast deutschfeindlichen Eindruck. Dennoch bemühten wir uns, ihm die wahre Nachkriegsgeschichte der Region zu erzählen und ihm Relikte der deutschen Vergangenheit zu zeigen. Wir vermittelten ihm zudem andere Gesprächspartner.

Als die Sendung fertig war, wurden wir gebeten, das Material zu autorisieren. Zu viert fuhren wir nach Warschau und erlebten dort eine große Überraschung. Nie wieder habe ich so eine gute Sendung über die Deutschen in Polen gesehen. Nach der Vorführung hatten wir Tränen in unseren

Augen. Offensichtlich haben wir es geschafft, die Einstellung des Journalisten zu den Deutschen zu ändern. Wir haben ihn überzeugt und er hat dann mit seinem Programm auch viele Zuschauer überzeugen können. In der damaligen frühen Phase war die Ausstrahlung dieser Sendung zweifelsohne einer der wichtigsten Momente.

Ringens um Zulassung der Organisation der Deutschen

Bereits vor Ihnen gab es in mehreren Gegenden Oberschlesiens, unter anderem im Ratiborer Land, die Bemühungen, deutsche Minderheitenorganisationen zu registrieren. Aber die polnisch-kommunistische Verwaltung blieb konsequent und lehnte alle derartigen Anträge ab.

Ich habe mehrere abgewiesene Anträge, aber auch die Satzung der bereits in den 1950er offiziell anerkannten deutschen sozial-kulturellen Gesellschaft in Niederschlesien gelesen. Unter anderem in Anlehnung an das letztere Dokument verfasste ich die erste Satzung unserer Organisation. Als Ziele nannte ich neben der Pflege der deutschen Sprache und Kultur auch die Festigung der deutsch-polnischen Freundschaft und die Eindämmung der Auswanderung in Richtung Bundesrepublik, weil der Massenexodus vor allem junger Oberschlesier uns sehr besorgte.

Unsere Situation war insofern besser als die der früheren Aktivisten, dass wir uns schon auf das im April 1989 vom Sejm verabschiedete Gesetz über sozial-kulturelle Gesellschaften berufen konnten. Der erste Versuch, eine Minderheitenorganisation registrieren zu lassen, den wir im Sommer 1989 unternahmen, scheiterte dennoch. Erst im Januar 1990 wurden die deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in mehreren Woiwodschaften offiziell zugelassen.

Erster Wahlkampf 1990

Die ersten Wochen des Jahres 1990 waren für Sie eine äußerst bewegte Zeit. Nach dem Tod des Oppelner Senators Edmund Osmańczyk kandidierten Sie für den Warschauer Senat. Wer kam auf die Idee, dass die Deutschen in Polen nun auch politisch vertreten werden sollten.



Henryk Kroll Anfang 1990 im historischen Wahlkampf

Das war Professor Józef Mokry, der aus dem Oppelner Land stammte und an der Universität Breslau unterrichtete. Die Diskussion, wer als Kandidat in Frage käme, war lang und stürmisch. Es gab auch kuriose Ideen. Ein Teil unserer Aktivisten war nämlich der Meinung, dass wir keinen Deutschen, sondern einen Polen aufstellen sollten. Erst zwischen zwei und drei Uhr nachts beendete Professor Mokry die Diskussionen mit den Worten: „Der Kandidat muss ‚Król‘ heißen“ – damals stand noch in meinem Ausweis und dem meines Vaters unser Familienname in der polonisierten Variante. Danach sagte er, dass er

den jüngeren von uns beiden meinte. Entscheidend für ihn war nicht mein relativ junges Alter, sondern meine guten polnischen Sprachkenntnisse.

Mein Vater hat bis zu seinem Lebensende nur Deutsch und Oberschlesisch gesprochen. Mokry hat außerdem darauf hingewiesen, dass mein Vater während des Krieges bei der deutschen Wehrmacht diente und später Mitglied der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei war. Schon aus diesen beiden Gründen sei er kein perfekter Kandidat, behauptete Professor Mokry.

Was haben Sie sich in dem Moment gedacht, als Sie verstanden haben, dass er Sie meinte?

Noch jetzt kriege ich Gänsehaut, wenn ich an diesen Augenblick denke. Ich habe protestiert, ich sagte, ich hätte nicht die geringste Erfahrung mit öffentlichen Auftritten und könnte mir mich als Kandidaten überhaupt nicht vorstellen. Aber Professor Mokry hat mich beruhigt und nach einem längeren Gespräch auch überzeugt. Am Ende entstand ein ganzes Team, das mich auf den Wahlkampf vorbereitete.

Ein Hauch von Volkstumskampf

Die Ergänzungswahlen zum Senat im Februar 1990 hat man oft mit der Volksabstimmung von 1921 verglichen. Die Kandidaten mit den besten Chancen waren ein deutscher Oberschlesier, also Sie, und die polnische Oberschlesierin Professor Dorota Simonides.

Der Wahlkampf von 1990 war der am meisten beeindruckende, den ich je erlebt habe. Alle Säle, in denen ich mich mit den Wählern traf, waren brechend voll. Zum Teil versammelten sich die Menschen sogar vor den Gebäuden.



Henryk Kroll heute

Foto: Sh

Die Erinnerung an diese Wahlen ist heute schon ein bisschen verblasst. Dabei war das ein sehr wichtiges Ereignis in der Nachkriegsgeschichte der Region. Den ersten Wahlgang haben Sie gewonnen. In der Stichwahl haben Sie ca. 124.000 Stimmen bekommen und trotzdem gegen Professor Simonides verloren. Es kam zu einer großen Mobilisierung unter der polnischen Bevölkerung, so quasi nach dem Motto „alle gegen den Deutschen“.

Ja. Und wir waren schließlich eine Minderheit. Wir dürfen auch nicht vergessen, als wir den Wahlkampf starteten, war die deutsche Minderheit offiziell noch nicht anerkannt. Meine Teilnahme an dieser Wahl hatte also ein konkretes Ziel, nämlich der Öffentlichkeit und den Behörden zu zeigen, wie viele Deutsche in der Region lebten. Wenn die in Warschau die Unterschriften auf unseren Listen nicht zählen wollen (gemeint sind die Unterschriften der Menschen, die sich zur deutschen Volkszugehörigkeit bekannten, Anm. d. Red.), dann werden sie unsere Stimmen zählen müssen – so haben wir uns damals gedacht.



Männer der ersten Stunde der Deutschen Minderheit Anfang der 1990er Jahre: Herbert Stanek, Johann Lehnort, Prof. Gerhard Bartodziej, Johann Kroll, Blasius Hanczuch, Henryk Kroll und Friedrich Schikora.
Fotos: Joschko

Mit Lech Wałęsa nach Deutschland

Anderthalb Jahre später wurden Sie als führender Vertreter der Deutschen in Polen in den Warschauer Sejm gewählt. Als Abgeordneter arbeiteten Sie mit vielen führenden polnischen Politikern zusammen, auch mit Lech Wałęsa, der von 1990 bis 1995 Staatspräsident war. Wie war denn sein Verhältnis zu der deutschen Minderheit?

Er war den Deutschen gegenüber sehr positiv eingestellt und er hat mich auch gemocht. Vor seinem ersten offiziellen Besuch in der Bundesrepublik, das war wohl im Jahr 1992, kam er höchstpersönlich in mein Abgeordnetenbüro in Warschau und bat mich, ihn auf dieser Reise zu begleiten.

Eine solche Geste hatte doch eine große symbolische Bedeutung!

Ja. Wałęsa bestand darauf, dass ich während des Besuchs immer in seiner Nähe war. Bei einem Gespräch in Bonn sagte er sogar, er möge die

Deutschen so sehr, dass er mich nach der Rückkehr zum Vizepremierminister machen würde. Einer seiner Berater und ich haben ihn danach gebeten, er soll in Zukunft zuerst handeln und erst danach sprechen.

Von 1992 bis 2008 leiteten Sie die Organisation der deutschen Minderheit in der Woiwodschaft Oppeln, von 1991 bis 2007 vertraten sie die deutsche Volksgruppe im Sejm. Was würden Sie denn als Ihren größten Erfolg bezeichnen?

Am liebsten würde ich sagen: alles. Denn in dieser Zeit konnte Schritt für Schritt wirklich vieles erreicht werden. Als eine Art Krönung meiner Aktivitäten sehe ich die Verabschiedung des Gesetzes über nationale Minderheiten durch das polnische Parlament 2005. Da ich als langjähriger Abgeordneter in einem gewissen Sinne das deutsch-polnische Verhältnis repräsentierte, finde ich auch die neue Qualität der deutsch-polnischen Beziehungen äußerst wichtig.

Ich danke Ihnen für das Gespräch.

BUNDESVERDIENSTKREUZ FÜR DORIS STEMPOWSKA

Das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland wurde Frau Dorota Stempowska am 30. Juni 2021 im Generalkonsulat in Breslau verliehen. Frau Stempowska, in der deutschen Minderheit, einfach als Frau Doris genannt, ist allgemein bekannt in Waldenburg, und das nicht nur unter den Deutschen. Sie hat sich einen hervorragenden Ruf erworben als langjährige und engagierte Vorsitzende der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft (DSKG) mit besonderen Verdiensten für die Erhaltung der deutschen Kultur in Niederschlesien und die deutsch-polnische Versöhnung.



Doris Stempowska mit dem Bundesverdienstkreuz, Foto: Generalkonsulat Breslau

Im folgenden geben wir den Wortlaut der Laudatio von Generalkonsul Hans Jörg Neumann wieder:

Sehr geehrte Frau Stempowska, sehr geehrte Gäste, Es ist mir eine besondere Freude, Sie heute im Generalkonsulat Breslau begrüßen zu können. Seit weit über einem halben Jahr liegt eine Urkunde und ein Orden auf meinem Schreibtisch, den ich schon längst auch offiziell übergeben wollte. Es war Frau Stempowska und mir wichtig, eine solch außergewöhnliche Belobigung in einem größeren Rahmen zu vergeben und zumindest einen Teil der zu Ehrenden wichtigen Personen auch persönlich dabei zu haben und deshalb lieber noch einige Zeit mit der feierlichen Übergabe zu warten. Ich freue mich daher ganz besonders, liebe Frau Stempowska, dass es heute nun soweit ist, dass der Orden von mir an Sie feierlich übergeben werden kann.

Bekannte Aktivistin der deutschen Minderheit

Meine Damen und Herren, die – pandemiebedingt kleiner als geplant ausfallende – Gästeliste zeigt dennoch, welche große Wertschätzung unser heutiger Ehrengast genießt.

Mit Frau Stempowska ehren wir heute eine bekannte Aktivistin der deutschen Minderheit in Polen.

Liebe Frau Stempowska, Sie haben sich zeitlebens für die deutsche Minderheit in Waldenburg und in Polen sowie für die Versöhnung und Verständigung mit der polnischen Gesellschaft und die Bewahrung des niederschlesischen Kulturerbes engagiert. Als bis ins hohe Alter ehrenamtliche Aktivistin der deutschen Minderheit erfreuen Sie sich großer Anerkennung und Wertschätzung unter den Mitgliedern der Minderheit, aber auch der Vertreter von Institutionen im In- und Ausland, was zu einer positiven Wahrnehmung der Deutschen Minderheit in Polen beiträgt.

Als wichtige Zeitzeugin unterhalten Sie Kontakte mit den Funktionsträgern der Deutschen Minderheit wie auch polnischen Institutionen und Vereinen in der Region und mit Verbänden in Deutschland.

Geprägt von Schloss Fürstenstein

Liebe Gäste, vor ein paar Jahrzehnten wurde Frau Stempowska in Fürstenstein/Książ geboren. Sie besuchte von 1941-1945 die Volksschule in Nieder Salzbrunn, dann erst ab 1947 eine polnische Grundschule. In den Jahren 1952 bis 1954 war sie Angestellte des Rechnungsbüros in der Karlshütte in Waldenburg. Ihre Kinder- und Jugendzeit prägte das Schloss Fürstenstein, in dem sie mit ihren Eltern eine Zeit lang gelebt hat und wo sie blieb, obwohl ihre Familie später nach Deutschland und Tschechien emigrierte. Frau Stempowska ist eine der wenigen Einwohnerinnen Fürstensteins, die sich noch an Fürstin Daisy von Pless erinnert, worüber sie in unterschiedlichen Interviews für Fernsehen und Zeitungen berichtet. Sie ist auch eine der wenigen Personen, die noch den niederschlesischen Dialekt sprechen. Nach ihrer Heirat im Jahr 1954 widmete sie sich der Kindererziehung. 1961 wurde sie auf Schloss Fürstenstein eingestellt, wo sie anfangs für die Auf-



2018 wurde Doris Stempowska auch von der Republik Polen ausgezeichnet.

sicht verantwortlich war und ab 1972 als Laborantin an der Erdbebenwarte arbeitete. Sie legte nachträglich ihr Abitur ab und arbeitete bis Ende 1998 im Geophysikalischen Observatorium in Fürstenstein.

Kulturell und sozial engagiert

Frau Stempowska wurde 1988 Mitglied der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft in Waldenburg, wo sie als Sekretärin des Vorstandes, 2. Vorstandsvorsitzende und seit 2014 als Vorsitzende der ältesten Organisation der Deutschen Minderheit in Polen tätig ist. Sie ist Delegierte der höchsten Instanz des Verbandes deutscher Gesellschaften in Polen, der jährlich stattfindenden Delegiertenversammlung. Frau Stempowska ist in der Wohltätigkeitsgesellschaft der Deutschen Minderheit tätig und setzt

sich dort für Arme und Bedürftige ein. Als Vorsitzende der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen in Waldenburg koordiniert sie Hilfe und Unterstützung für die Mitglieder im sozialen Bereich.

Liebe Frau Stempowska, Sie tragen durch ihre ehrenamtliche Tätigkeit und Ihr großes Engagement zur Förderung der deutschen Kultur, Identität und Sprache bei. Davon zeugen der Deutschunterricht für Kinder und Jugendliche und sämtliche Aktivitäten im Kultur- und Jugendbereich.

Gründerin des Chores „Freundschaft“

Der von ihr gegründete Chor „Freundschaft“, in dem auch sie selbst noch aktiv ist, nimmt regelmäßig an Kulturveranstaltungen der schlesischen Region, aber auch an internationalen Veranstaltungen teil. Der Chor trägt dazu bei, dass musikalische Werke der schlesischen Vergangenheit vor der Vergessenheit bewahrt werden. Frau Stempowska organisiert zudem jährlich das Chortreffen „Beati Cantores“, an dem Chöre aus dem In- und Ausland teilnehmen. Am 19. Oktober 2019 zeichnete der Bund der Vertriebenen Frau Stempowska für diese Arbeit mit der Goldenen Ehrennadel aus.

Frau Stempowska kümmert sich mit großer Hingabe um Denkmalssetzungen für Schlesier und ehemalige Waldenburger Bergknappen und um die Denkmalspflege. Sie hat sich auch viele Jahre für eine möglichst umgehende Erhaltung des bedeutenden Kulturdenkmals Schloss Fürstenstein, die drittgrößte Schlossanlage im ehemaligen Deutschen Reich, eingesetzt.

Als Vorsitzende der DSKG Waldenburg koordiniert Frau Stempowska die Zusammenarbeit mit verschiedenen Minderheiten der Region um Waldenburg sowie mit Schulen und verschiedenen Gesellschaftsgruppen und fördert Kontakte der deutschen Minderheit zu polnischen Einrichtungen und Vereinen. Die DSKG Waldenburg arbeitet mit dem Maximilian-Kolbe-Werk zusammen, zu dessen Aufgabe die Unterstützung von Opfern der Ghettos und ehemaligen Gefangenen gehört. Dank dieser Zusammenarbeit werden Volontäre des Werkes und Schulen bei den Besuchen der ehemaligen Häftlinge in Niederschlesien unterstützt.

Auch vom polnischen Staat geehrt

Im Jahr 2018 wurde an Frau Stempowska für ihre langjährige ehrenamtliche Tätigkeit zur Bewahrung der Identität nationaler und ethnischer Minderheiten das Bronzene Verdienstkreuz des Präsidenten der Republik Polen verliehen.

Frau Dorota Stempowska ist eine ihr ganzes Leben lang engagierte, ehrenamtlich arbeitende Aktivistin der Deutschen Minderheit. Sie hat wesentlich zur nationalen und internationalen Verständigung beigetragen, weil sie bei all ihrem Engagement für die deutsche Minderheit immer die deutsch-polnische Versöhnung im Blick hatte. Auch deshalb wurde sie nicht nur durch die Minderheit selbst, sondern auch durch den polnischen Staat ausgezeichnet. Trotz ihres hohen Alters ist sie immer noch engagiert und in leitender Funktion ehrenamtlich für die Deutsche Minderheit aktiv.

Wenn wir heute Frau Stempowska auszeichnen, wird damit erneut auch die Deutsche Minderheit in Polen als Ganzes geehrt. Mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an eine ihrer herausragenden Töchter wird ein weiteres Mal unterstrichen, wie wichtig die Deutsche Minderheit in Polen für die Bundesrepublik Deutschland ist.

BUNDESVERDIENSTKREUZ FÜR HENRYK HOCH

Der Abend des 3. Dezember 2021 wird Henryk Hoch, dem Vorsitzenden des Verbandes der deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren (VdGEM), wohl unvergessen bleiben. Im Rahmen der diesjährigen Adventsfeier des Verbandes erhielt er aus den Händen der deutschen Generalkonsulin in Danzig (Gdańsk), Cornelia Pieper, das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.



Generalkonsulin Cornelia Pieper heftet Henryk Hoch den Bandsteg des Verdienstkreuzes an.

Foto: Lech Kryszatowicz

Ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk gab es für Henryk Hoch bei der Adventsfeier der Vorsitzenden der im Verband organisierten Vereine. Doch nicht nur sie waren nach Allenstein gekommen: Als Gäste hatten sich auch der Vorsitzende des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG), Bernard Gaida, der Marschall der Woiwodschaft Ermland-Masuren, Gustaw Marek Brzezina sowie die Vertreter für Fragen der nationalen und ethnischen Minderheiten beim Marschallamt und beim Sejmik der Woiwodschaft eingefunden.

Verdiente Ehrung

Wichtigster Gast war jedoch die deutsche Generalkonsulin in Danzig, Cornelia Pieper. Sie hatte die angenehme Pflicht, im Auftrag des deutschen Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier, der Henryk Hoch den Verdienstorden verliehen hatte, dem so Geehrten den Orden zu überreichen

und anzuheften. Der Orden ist kein Geschenk, er ist vielmehr eine Auszeichnung für persönliche Verdienste, für besondere Leistungen unter anderem auf politischem, kulturellem oder ehrenamtlichem Gebiet.

Auf diese ging Generalkonsulin Pieper in ihrer Laudatio auf Henryk Hoch ausführlich ein: Auf seinen Einsatz in Sport, Gesellschaft und Politik in seiner Heimatstadt Osterode (Ostróda) sowie sein jahrzehntelanges Wirken für die dortige deutsche Minderheit und später auch in der Woiwodschaft Ermland-Masuren. Und auf die völkerverbindende Wirkung seiner Aktivitäten innerhalb Polens, aber auch zwischen Deutschland in Polen: „Seit 25 Jahren setzt er sich für die partnerschaftlichen Kontakte zwischen Osterode und Osterode am Harz ein. Zusammen mit der dort ansässigen Kreisgemeinschaft Osterode, in deren Vorstand er sitzt, hat er sich für den Erhalt des deutschen Kulturerbes vor Ort verdient gemacht.“



Bernard Gaida, Henryk Hoch und Gustaw Marek Brzezina (v. l.)

Foto: Bernard Gaida/VdG

Verständigung zwischen Menschen

Als Beispiele nannte Cornelia Pieper die Kirche in Marienfelde (Glaznoty) und das Alte Rathaus in Osterode, aber auch die Benennung von Straßen nach historischen Größen wie Georg Steenke (1801–1884) oder den Einsatz für die deutsche Sprache, unter anderem mit dem Wettbewerb des deutschen Liedes. Sehr wichtig dabei war und ist, dass diese Aktivitäten gemeinsam mit den heutigen Bewohnern geschehen. Das betonte auch Gustaw Marek Brzezina: „Sich um das Erbe und die Kultur der Vorfahren zu kümmern, ist eine Verpflichtung, das verstehen wir alle.“ Der Woiwodschafsmarschall kennt Henryk Hoch noch aus seiner Zeit als Vorsteher der Gemeinde Osterode und hat damals viele Projekte mitgetragen.

Bernard Gaida griff das Stichwort der Zusammenarbeit auf: „Ich habe einmal gesagt, Heimatvertriebene und Heimatverbliebene sind zwei Seiten der gleichen Medaille. Das hast Du, Henryk, immer kultiviert und das war sichtbar in Deiner Arbeit.“ Bernard Gaida erinnerte auch an die gemeinsamen Jahre im Vorstand der Deutschen Minderheit in Polen und die Wirkung der Arbeit von Henryk Hoch: „Dank Dir fühle ich mich hier wie zu Hause. Deine Wärme habe ich – haben wir – immer gespürt.“

Überwältigt von der Wärme und der Anerkennung der Gäste sowie der Ehrung an sich war Henryk Hoch selbst: „Das war der schönste Abend in meinem Leben. Es ist nicht nur eine Auszeichnung, sondern auch ein Ansporn für weiteres Engagement.“

Uwe Hahnkamp, www.wochenblatt.pl

ZÜLZ, JUDENGASSE 1914

Erinnerung an die bedeutendste Judengemeinde Oberschlesiens

Andrzej Kaluza

Die Redaktion der „Fabryka Silesia“ meldete sich telefonisch mit einer Nachricht, dass sie an das Jahr 1914 als „das Ende der alten Ordnung“ in unserem Weltteil erinnern möchte. Ich dachte mir, dass es Zeit wäre, an diejenigen zu erinnern, die es nicht mehr gibt: an die Juden in Oberschlesien. Ihr Schicksal ist eng mit der Geschichte der Stadt Zülz [Biała] verbunden, in der ich aufwuchs, und die bis heute ein Bezugspunkt für mich ist, auch wenn ich schon mehr als drei Jahrzehnte in Hessen lebe.

Einst mehr Juden als Christen

Wer erinnert sich heute noch an die Juden aus Zülz? Als Junge lief ich in diesem kleinen Ort bei Neustadt (Prudnik) rum, ich kannte ihn in und auswendig (was allerdings angesichts seiner geringen Größe nicht schwer war), ich roch den Geruch ihrer Mauern, verwahrlosten Hinterhöfe, ihrer Teiche und Wiesen. Das war in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals blieb schon wenig von den Aromas exotischer Gewürze, Düften der Speisen, vielfältiger Waren, Tuchs und Kerzen übrig, die früher mal dort so dominant waren. Die Sabbat-Kerzen beispielsweise mussten unzertrennlich mit Zülz verbunden sein. Wenn wir annehmen, dass die am Ring stehenden Häuser heute 200 bis 300 Jahre alt sind, so schauen sie auf die Zeit zurück, als freitagabends in den Fenstern das Licht der angezündeten Kerzen leuchtete. Wäre ich dort mit den anderen Jungs hundert oder zweihundert Jahre früher unterwegs gewesen, als in Zülz mehr Juden als Christen lebten, so hätte ich das wohl merken müssen.

Wie kamen die Juden nach Zülz? Sie zogen aus dem Westen zu. Ab dem 14. Jahrhundert siedelten sie sich in vielen schlesischen Städten und

Kleinstädten an. Wenn ich über diesen Zeitraum in klugen Büchern lese, so kommt mir immer die Unsicherheit des jüdischen Schicksals in den Sinn, seit Anbeginn der Zeit mit der jüdischen Gesellschaft so eng verbunden. Die christlichen Herrscher, Bischöfe oder Ritter wussten nicht, wie sie die Juden behandeln sollen: bekämpfen, tolerieren oder unterstützen? Die Pogrome in Frankreich und im Westen des deutschen Reiches trugen zu den Massenfluchten und einer immer häufigeren jüdischen Ansiedlung in unserem Weltteil bei. Jedoch auch hier war die Situation nicht so rosig, genau wie anderswo trafen die Juden auf religiöse Vorurteile und wirtschaftlichen Antisemitismus. Das Wucherverbot, das für die Christen galt, ermöglichte dem Juden (Bankier, Kaufmann, Verwalter) eine enge Spezialisierung. Das Geld bedeutete gleichzeitig Reichtum, wenigstens in dem Sinne, wie man sich die „jüdischen Schätze“ vorstellte, die einen der Gründe für den Neid seitens der christlichen Kaufleute, Handwerker und des Volkes bildeten. Dank der Geldvermehrung stärkten die Juden die Wirtschaft und sie zahlten den Herrschern die Steuern, gleichzeitig erfüllten sie auch die Rolle der Prügelknaben. Sie waren unerwünscht, anders, fremd. Und doch überwog der Nutzen in der Rechnung der Reichen. Sie schützten die Juden, verschafften ihnen wirtschaftliche Privilegien, garantierten Sicherheit. So einen Eindruck gewinnt man, wenn man über die Geschichte der Juden in den schlesischen Städten, z.B. in Breslau, liest. Und wie war es in Zülz?

In Vergessenheit geraten

Die Juden in Zülz wurden vergessen, auch wenn ihre Spuren in der Zeit meiner Kindheit noch sichtbar waren. Wir rannten in unserem vernachlässigten, geradezu wilden Park rum; dort spielten wir Schnitzeljagd, rauchten unsere ersten Zigaretten, liefen zwischen den Matzewas, die auf der Anhöhe am Stadtrand verstreut waren. Man ging dorthin tagsüber, in den Sommerferien. Keiner kam auf die Idee, in der Nacht dorthin zu laufen, auch wenn es vielleicht welche gab, die auf diese Weise ihren Mut beweisen wollten. Es herrschte die Meinung, dass das ein „anderer“ Ort sei, vielleicht nicht ganz „verzaubert“, aber sicherlich nicht völlig „vertraut“. Man wusste nur, dass Hitler die Juden getötet hat, das war's. Und was hatte das alles mit Zülz zu tun?



Jüdischer Friedhof in Żółź/Biała

Foto: August Kazimierz, Wikimedia

Man wusste nicht ganz, ob man auf dem Friedhof rennen, sich verstecken, schreien darf? Diese Matzewas waren für uns Kinder irgendwie seltsam und beunruhigend. Sie hatten alle eine ähnliche Form, standen jedoch in verschiedene Richtungen, in Gruppen, oft auch schief. Wir konnten die „jüdische“ Schrift nicht lesen, manchmal war da ein Ornament zu sehen. Ich kann mich an einen Löwen, Hirsch und ausgestreckte Hände erinnern. Manche Inschriften waren auf Deutsch, damals interessierte dies jedoch niemanden. Wir sprachen kein Deutsch, außerdem konnte in damaliger Zeit selbst das Lesen auf Deutsch verdächtig erscheinen.

Die Stadtbewohner sprachen selten von ihnen – von den Juden. Sie erinnerten sich nicht mehr. Der eine oder andere zeigte, dass an der Stelle, wo heute der Stadttransformator steht (den wir als Fußballtor nutzten), früher mal die Synagoge stand. Meine Oma erzählte mir, dass das heutige Biała früher Judenzülz genannt wurde und dass die Juden in Żółź viele Stände hatten, manche von ihnen in den Hauskellern. Es war schwer vorstellbar,

denn ich kannte die Keller in Zülz zur Genüge, alle waren feucht und stin-
kig. Ich glaube, dass ich außerdem nichts mehr von den „Zülzer Juden“
hörte, weder in der Schule und zu Hause, noch in der Kirche. Erst während
des Studiums erfuhr ich von den Forschern aus Breslau, die sich für unsere
jüdische Nekropole interessierten. Irgendjemand stellte eine Tafel mit der
Aufschrift „Kirkut“ (jüdischer Kirchhof) und der Friedhofsgeschichte auf.
Ich weiß noch die dort genannte Zahl der Matzewas: 905. Ich stellte mir
damals keine Frage, warum gerade so viele und was für eine Bedeutung
das für die Stadt haben könnte, in der ich aufwuchs.

Zufluchtsort der schlesischen Juden

Einmal kam mir ein illustriertes Büchlein „Die Geschichte der Stadt Zülz“
von Pfarrer Johannes Chrzaszcz in die Hände, das zum 700. Jubiläum der
Stadt im Jahr 1926 erschien. Ich kann mich an wenig daraus erinnern, aber
ich habe drin auf einem Foto gesehen, dass der jüdische Kirchhof damals
noch eine ungefähr dreimal größere Fläche als jetzt umfasste und sich auf
dem Gebiet der heutigen Kleingartenanlage erstreckte. Das war eine Entde-
ckung für mich. Also musste es früher viel mehr Matzewas gegeben haben.

Später hörte ich von Zülz als Makom Zadik (Ort des Gerechten). Mein
Biała sollte so ein Ort sein? So hat doch bis heute niemand von Biała ge-
hört. Wenn ich erzähle, woher ich komme, denkt jeder, ich stamme aus
Bielitz-Biała, oder aus einem noch anderen Biała. Davon, dass hinter dem
Begriff „Judenzülz“ noch mehr steckt, erfuhr ich schrittweise. Hätte ich das
Büchlein von Pfarrer Chrzaszcz genauer gelesen, so hätte ich mehr erfah-
ren können, denn es enthält eine getrennte „Geschichte der jüdischen Ge-
meinde in Zülz“. Ihr Autor Isaak Rabin betont die Besonderheit des Städt-
chens für die jüdische Gemeinschaft im Hinblick auf sog. Erlässe über die
Vertreibung der Juden aus Schlesien. Zur Erinnerung: Im Jahr 1559 erteilte
Kaiser Ferdinand I. einen Erlass über die Vertreibung der Juden aus den Er-
bländern der Habsburger, also u.a. aus Böhmen, Mähren und Schlesien. Ab
diesem Zeitpunkt konnten die Juden offiziell nicht mehr in Schlesien leben,
der Erlass wurde jedoch nicht allgemein angewandt. Dank der Fürbitte des
Eigentümers von Zülz, Johann Christof Proskowski, war das Städtchen der
einzige Ort in Oberschlesien, wo die Juden nicht nur bleiben, sondern sich

auch weiterhin ansiedeln durften. Nach Zülz kamen damals viele Juden aus anderen schlesischen Städten: Breslau, Brieg, Schweidnitz, danach aus Böhmen, sogar aus Wien. Mit der Zeit wurde Zülz zu Judenzülz.

Dank Familie Proskowsky

Im Jahr 1582 bestätigte Rudolf II. den früheren Erlass, laut welchem alle Juden Schlesien verlassen mussten. Davon gab es nur zwei Ausnahmen: die Städte Glogau (Głogów) und Zülz. Nachdem der nächste Eigentümer von Zülz, Christian von Proskowsky, von dem neuen Erlass erfahren hatte, schickte er an den Kaiser ein Gesuch folgenden Inhalts: „In Bezug darauf, dass die Juden hier seit 200 Jahren leben, ersuche ich darum, sie länger dableiben zu lassen.“ Den Erfolg dieses Gesuchs (Recht auf ständigen Aufenthalt der Zülzer Juden in Schlesien) verdankte die Familie von Proskowsky der persönlichen Gunst des Kaisers. Im Jahr 1601 wurde diese Toleranz gegenüber dem jüdischen Recht auf den ständigen Aufenthalt um die Garantie des persönlichen Schutzes seitens des Kaisers (Schutzprivileg) erweitert. Darüber hinaus genossen die Zülzer Juden eine weitgehende Handlungs-



Alte Ansichtskarte von Zülz/Biala in Oberschlesien

und Handelsfreiheit, und ab dem Erhalt der Privilegien der Prager Judengemeinde im Jahr 1699 wurden sie de facto mit den christlichen Kaufleuten gleichbehandelt. Die Einstellung der Freiherrn von Proskowski, deren ganze Generationen eine freundliche Haltung den Juden gegenüber bewiesen, indem sie ihnen Schutz und Obhut in der Zeit der Vertreibungserlasse und des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) boten, war eine Ausnahme. Dadurch gewann die Judengemeinde in Zülz eine besondere Bedeutung, und irgendjemand hat aus Dank den Ort Makom Zadik (die „Stadt der Gerechten“ oder „vertrauenswürdige Stadt“) genannt. Für ein Volk, das lediglich Unsicherheit und Unglück kannte, bedeutete er wohl quasi das Tor zum Paradies.

Jüdisches Leben in Zülz seit 1534

Von dem Leben der Juden in Zülz ist nicht viel bekannt. Die mir zugänglichen diesbezüglichen Publikationen sind spärlich und knapp. Ich habe den Eindruck, dass es drin häufiger um historische Verallgemeinerungen geht, als um dokumentiertes Wissen. In jeder „Geschichte Schlesiens“ wird zwar die jüdische Gemeinschaft in Zülz erwähnt, die dort veröffentlichten diesbezüglichen Informationen sind jedoch fragmentarisch. Die Archive verbergen wohl noch einige Überraschungen. Und hier die historischen Fakten: in den Dokumenten wird die Anwesenheit der Juden in Zülz auf die Zeit ab dem Jahr 1534 datiert. Am Anfang waren es neun Familien, die in der Neisser Vorstadt, und später innerhalb der Stadtmauer in der sog. Judengaß lebten. Nach der Erteilung der o.g. Kaisererlasse begann die Zahl der jüdischen Stadtbewohner rasant zu steigen. Im Laufe der Jahre wurde Zülz zu einer vollkommen selbständigen Judengemeinde; sie hatte eine Holzsynagoge, Friedhof und Schule, beschäftigte einen Rabbiner und führte Gerichtstätigkeit. Die Zülzer Juden handelten mit Stoffen, Hausgeräten, Wolle, Wachs, Honig und den damals gesuchten Spitzen. Neben den Geldabgaben mussten sie der Stadt Gewürze liefern, und alle drei Jahre waren sie verpflichtet, dem örtlichen Pfarrer Stoff für seinen Talar zu schicken. Im Jahr 1604 lebten in Zülz 26 jüdische Familien. Im Jahr 1647 hatten die Juden in Zülz 21 von den 155 bestehenden Häusern, 1716 waren es schon 30, und 1782 gar 40. Am wichtigsten ist jedoch, dass seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Zülz die einzige Stadt im Reich war, wo die Zahl der Juden die Zahl der Christen

übertraf. Laut den Angaben für das Jahr 1782 gab es hier 1062 Juden und 961 Christen. Das ist mehr als sonst irgendwo in Schlesien. Selbst in Breslau lebten nur wenig über 700 Juden.

Abwanderung nach Breslau

Lange Zeit war Zülz die wichtigste Ansammlung der Juden in Oberschlesien, und umfasste die Hälfte der dortigen Population. Die restlichen Juden lebten meistens auf dem rechten Oderufer (vor allem in Loslau [Wodzislaw], Guttentag [Dobrodzien], Tost [Toszek] und Beuthen [Bytom]), und stammten aus den polnischen Landen. Die Zülzer Juden pflegten sicherlich gegenseitige Kontakte, da nur sie (ausschließlich) die Erlaubnis hatten, Wandergewerbe in der ganzen Provinz zu treiben. Zülz war auch quasi die „offizielle“ Anschrift für viele Breslauer Juden. Die Erweiterung der Privilegien im Jahr 1601 ermöglichte es den Zülzer Juden, zusätzliche Wohnsitze zu haben, und der begehrteste Ort für eine solche Ansiedlung war die Hauptstadt und Handelsmetropole von Schlesien – Breslau. So verließen immer mehr Juden die ruhige, aber abseits gelegene Kleinstadt und ließen sich in Breslau nieder. Im Jahr 1737 gehörten 16 aus Zülz stammende Familien zu den einflussreichsten Juden dieser Großstadt. Ihr geistiges Zentrum wurde die Zülzer Synagoge am Karlsplatz in Breslau (Plac Bohaterow Getta). Angeblich waren die Handelsumsätze der Zülzer mit Breslau so groß, dass man in Breslau im Jahr 1736 einen ständigen Vertreter von Zülz, David Moyses, sog. „Zülzer Schammes“ aufgestellt hat. Bis die Rechte der Breslauer Judengemeinde in preußischer Zeit geregelt wurden, hat man die aus Zülz stammenden Breslauer Juden auf dem Kirkut in ihrer Heimatstadt begraben. Die erwähnten preußischen Regelungen aus dem Jahr 1744 hinsichtlich der Anerkennung der jüdischen Gemeinden als religiöse Gemeinschaften bestätigten die privilegierte Stellung von Zülz neben Glogau und Breslau, während alle anderen Gemeinden als „Landesrabbinat“ vereinigt wurden.

Im Jahr 1769 verbrannte in Zülz die Holzsynagoge, jedoch schon 1774 wurde eine neue, gemauerte Synagoge mit Platz für über 300 Personen gebaut. Zülz bereicherte sich, der Handel brachte Profite und trotz vieler Restriktionen zur preußischen Zeit blieb das Städtchen Makom Zadik.

Diese Situation dauerte nicht ewig. Das im März 1812 erlassene Emanzipationsedikt, welches die Juden als gleichberechtigte preußische Bürger anerkannte, führte schrittweise zur Auflösung der jüdischen Gemeinschaft in Zülz. Als 1840 in Gleiwitz ein neuer *Verband* der *jüdischen* Gemeinden der Provinz Oberschlesien entstand, wurde Zülz zu den üblichen Bedingungen ein Mitglied davon. Seine alte, privilegierte Stellung schien unnötig zu sein. Die Einwohnerzahl schwand und die aus Zülz stammenden „Pioniere“ bildeten jetzt den Grundstock nicht nur der Gemeinde in Breslau, sondern auch der jungen jüdischen Gemeinden in Neustadt (Prudnik), Oppeln (Opole), und vielleicht auch im Industriegebiet: Gleiwitz (Gliwice), Hindenburg (Zabrze), Kattowitz (Katowice). Von den 1109 Personen im Jahr 1828 sank die Zahl der Zülzer Juden auf 411 im Jahr 1856.

Rabbiner aus Zülz

In der Literatur spricht man von der Bedeutung der Zülzer „Schriftgelehrten“, bekannt sind die Namen der Zülzer Rabbiner. Ich finde auch die Namen der aus Zülz stammenden Rabbiner, die von dort in die Welt aufbrachen. Aus Zülz stammte beispielsweise Salomon Cohn, Rabbiner der jüdischen Gemeinden in Oppeln, Schwerin und Maastricht, der seit 1876 eine der einflussreichsten Berliner Synagogen in Tiergarten leitete. Der ein wenig ältere Louis Loewe erhielt eine ordentliche Ausbildung als Rabbiner, wurde jedoch hauptsächlich als Orientalist und Reisender berühmt. Er ging nach England und studierte dort in Oxford. Erwähnenswert sind auch die Gebrüder David und Israel Deutsch, Leiser Hurwitz, Julius Landsberger, Elieser Moses Lippmann, Salomon Pappenheim, Moses Zilzer.

Eine besondere Bedeutung hatte für die Zülzer Gemeinde der schon genannte jüdische Kirkut. Er ist auch deswegen besonders erwähnenswert, weil zwei andere ältere schlesische Judenfriedhöfe zerstört wurden: in Glogau noch im 19. Jahrhundert und in Dyhernfurth [Brzeg Dolny] im 20. Jahrhundert. Ich habe bereits die Breslauer Studenten erwähnt, welche unter der Leitung des Dozenten Jerzy Woronczak in den 80er Jahren in Zülz forschten. Sie haben damals im Bett des Flusses Zülzer Wasser (Białka), einige Meter von der nord-westlichen Ecke des Friedhofs entfernt, eine 62 cm breite, 89 cm hohe und 7,5 cm starke Grabplatte aus

Kristallkalkstein gefunden, die aus der Zeit von 1621-22 stammte. Die darauf angebrachte hebräische Inschrift lautet übersetzt: „Hier wurde ein keusches und frommes braves Weib, Frau Esther, Tochter des Gelehrten, Herrn Simcha (gesegnet sei der Name des Gerechten) laut kurzer Berechnung im Jahr 382 begraben.“ Die Forscher haben damals alle lesbaren Inschriften der Zülzer Judenkropole katalogisiert und eine Informationstafel aufgestellt. Die Stadtbewohner haben dies jedoch irgendwie nicht gemerkt.

„Ausreisefieber“ im 19. und 20. Jahrhundert

Ich stelle mir jüdische Knaben vor, die in Zülz irgendwann Mitte des 19. Jahrhunderts rumgerannt sind. Damals lebten dort noch recht viele jüdische Familien, ihre Tage in dieser Kleinstadt schienen aber gezählt zu sein. Es kam die Zeit der Emanzipation und Freiheit. Jeder zählte sein Hab und Gut, achtete auf seine Konzessionen und Konnexionen, beobachtete die Politik. Alle naselang kam eine Nachricht, dass F. Junior nach Breslau fährt, um dort eine Berufslehre zu machen, B. dort wohl schon studiert, die Familie von E. Ende des Jahres nach Oppeln zieht, und irgendjemand seiner Tochter ein Haus in Gleiwitz kaufte. Einer ging nach Berlin, ein anderer nach Hamburg. Zwei Familien hatten nahe Verwandte gar in Amerika, wahrscheinlich fahren sie auch bald weg. Und so wurden viele vom „Ausreisefieber“ gepackt, obschon sich die Älteren wegen der neuen Mode: Studium, Anzug, Bowler langsam Sorgen machten. Sie überlegten wohl, ob das noch Juden sind, in diesem Oppeln, in Breslau? Und was ist mit Zülz? Die jüdische Schule wird man schließen müssen (das geschah im Jahr 1870). Und was ist mit dem Kontor? Ob der Rabbi aus Neustadt herkommt?

Hundert Jahre später rannte ich mit meinen Kameraden auf denselben Wiesen, Feldern, Straßen rum. Wir wollten genauso wenig in Zülz bleiben, es zog uns in die weite, bessere Welt. Unsere Eltern, Verwandten, wir selbst wurden alle vom „Ausreisefieber“ gepackt. Wer bekam gerade eine Ausreiseerlaubnis? Der Nachbar aus dem Wohnblock, unsere Klassenkameradin, der Chorleiter – das waren die Glücklichen! Nur, wenn alle wegfahren werden, wer bleibt dann da? Was passiert mit unserer Schule, Kirche, dem Friedhof? Und doch stellte damals niemand solche Fragen.

Zülzer (Zuelzer, Zilzer)

Als der König von Preußen im Jahr 1812 den Juden die Freiheit schenkte, mussten sie dann irgendeinen Namen annehmen. Viele haben einen Namen angenommen, der mit ihrer Stadt oder Herkunftsregion in Verbindung stand. Und so fand man in Schlesien und außerhalb davon recht viele Zülzer (Zuelzer, Zilzer). Man kann annehmen, dass sie selbst oder ihre Vorfahren aus Zülz stammten. Bekannt sind die Berliner Zülzer - Kinderärzte: der Vater Wilhelm und sein Sohn Georg Ludwig. Letzterer widmete sich den Untersuchungen zu den Ursachen des Diabetes, er patentierte sogar eine Art Insulin. Aus dieser Familie stammte auch die Schauspielerin Hertha-Louise Ernst-Zuelzer, die mit der Frau des Didaktik-Reformators Rudolf Steiner befreundet war und viele Jahre lang in seinen Zentren arbeitete. Sie überlebte das Konzentrationslager in Theresienstadt und starb im Jahr 1967. In Berlin lebte auch die Biologin Margarethe Zuelzer, die seit 1933 das Labor im Reichsgesundheitsamt leitete. Sie kam im KZ Westerbork ums Leben. Selbst heute noch, wenn ich im Internet nach den Namen suche, finde ich einige Doktoren Zuelzer in Wien, Richmond, San Antonio, eine junge Dame „twit-tert“ aus Washington. Ob sie wohl wissen, woher ihr Name kommt?

Samuel Fränkel, Paul Ehrlich, John Kerry

Nicht jeder Zülzer Jude ging nach Amerika. Manche, wie Samuel Fränkel, zogen nur in das benachbarte Kreisstädtchen Neustadt. Dort errichtete er 1845 seine Textilfabrik, die zu den größten Leinen- und Frottier-Weltproduzenten gehörte und später als „Frotex“ bekannt war. Die Enkeltochter von Samuel, Hedwig, heiratete den berühmten Biologen Paul Ehrlich; ihre Trauung fand in der Neustadter Synagoge statt. Vielleicht deswegen beneideten die letzten Zülzer Juden ihre Nachbarstadt? Über die Fränkels gibt es noch eine Geschichte. Vor einigen Jahren war von der in Oberglogau (Głogówek) geborenen Mathilde Fränkel, Urgroßmutter des damaligen US-Präsidentschaftskandidaten John Kerry die Rede. Einen Augenblick lang hatte die mit Zülz benachbarte Stadt Ober-Glogau „ihre fünf Minuten“, wer weiß, vielleicht sogar in Amerika? Es reicht jedoch, das Schicksal der Familie Fränkel im Internet nachzuschlagen: Mathildas Vater, Jakob,

kam in Zülz auf die Welt, wenn also die ganze Geschichte überhaupt wahr ist, so sollte der jetzige US-Außenminister seine Vorfahren eher auf dem Zülzer Kirkut suchen.

Ich denke an die Stadt meiner Kindheit. Damals gab es keine Zuelzer und Fränkels mehr. Hätte ich ein bisschen mehr Fantasie, dann hätte ich auf „unserem“ städtischen Friedhof ihre Spuren bemerken können. Nicht irgendwelche Davidsterne oder etwas in der Art. Auf den großen schwarzen Platten am hinteren Ende des Friedhofs stehen jedoch bis heute „merkwürdige“ Namen: Englisch, Hirsch, Holländer ... Todeszeitpunkt – Anfang des 20. Jahrhunderts. Damals lebten in Zülz nur einige wenige jüdische Familien. Die Befürchtungen der vorigen Jahre haben sich bewahrheitet. Das Jahr 1914 war für die Zülzer Juden entscheidend, es brachte das tatsächliche „Ende der alten Welt“. Die bedeutendste Judengemeinde in Oberschlesien der vorindustriellen Zeit verlor ihre Eigenständigkeit und wurde an die Neustädter Gemeinde angeschlossen. Und die berühmte Zülzer „Judengasse“ wurde im selben Jahr in „Langegasse“ umbenannt. Schon damals geriet sie langsam in Vergessenheit. Heute erinnert sich niemand mehr daran, wo sie sich einst befand.

Zum Autor:

Dr. Andrzej Kaluza ist wissenschaftlicher Assistent am Deutschen Polen-Institut in Darmstadt, wo er u.a. die Funktion des Pressesprechers und Redakteurs von „Jahrbuch Polen“ und „Polen-Analysen“ innehat. Er studierte Germanistik und Politikwissenschaft an den Universitäten in Breslau, Löwen und Frankfurt am Main.

Übersetzung:

Magdalena Ilgmann, Breslau, Redakteurin der Zeitschrift „Schlesien heute“

Literatur

Beata und Paweł Pomykałscy: Auf den Spuren der Juden Oberschlesiens, Hg. Haus der Erinnerung an die Juden Oberschlesiens, Zweigstelle des Museums von Gleiwitz, Gleiwitz 2019, 400 Seiten, ca 180 Abbildungen, 16 x 15,5 cm,

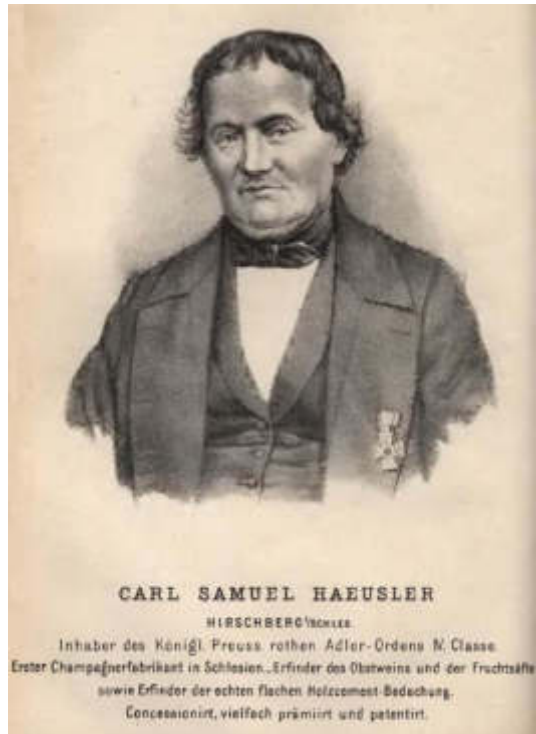
Arno Herzig: 900 Jahre jüdisches Leben in Schlesien, Senfkorn Verlag 2018, 253 Seiten, geb., illustriert, 15 x 21,5 cm, 22,90 Euro

Das Jahr 1822 – der Auftakt zu einem neuen Kapitel schlesischer und deutscher Weingeschichte

Vor den Korken knallten die Flaschen: Der Schlesier Carl Samuel Haeusler (1787-1853) und der deutsche Sekt

Thomas Maruck

Das Jahr 1822 markiert den Beginn der Geschichte des Deutschen Sekts. Der Vorsprung der Franzosen in der Champagne und der Russen war da nicht mehr aufzuholen: Im Süden der Halbinsel Krim wird bereits seit 1799 Krimsekt für den Hof des Zaren produziert. In jenem Jahr ist das schlesische Genie Carl Samuel Haeusler (1787-1853) erst zwölf Jahre alt. Die Umstände seiner Geburt klingen ein wenig kurios. Seine Eltern bewirtschafteten das Gut Semmelwitz (Zębowice) nahe Jauer. Die hochschwangere Mutter befindet sich jedoch gerade auf der Kirmes bei ihrer Großmutter in der Nähe von Liegnitz. So wird Carl Samuel hier in Nicolstadt (Mikolajowice) geboren und wächst in Semmelwitz mit fünf Brüdern und einer Schwester auf.



Carl Samuel Haeusler



Anzeige im Hirschberger Adressbuch

Die Mutter vererbt ihm ihre fabulierende, poetische Ader. Ein Talent, das er bereits als Redakteur der Schülerzeitung entwickeln kann. Er besucht die Schule in Wederau (Wiadrów) und das Gymnasium in Jauer.

Durch die knappen finanziellen Mittel der Eltern kommt es nicht zum erhofften Besuch der Universität und so nimmt Carl Samuel 1802 in Hirschberg eine Buchhalterlehre bei Kaufmann Fritsch auf, der ihn sogleich in seiner Firma anstellt. Daneben nimmt er Privatunterricht in Logik und kann 1809 auf das Handlungsdienerinstitut nach Breslau wechseln, wo er u.a. Lehrgänge zum Erlernen der polnischen Sprache belegt und wo er als Sekretär eines Kriegsrats arbeitet sowie fortan nebenbei journalistisch wie schriftstellerisch hervortritt, so mit den Schauspielen „Rübezahl der Berggeist“ (1810) oder „Die Tataren in Breslau“ (1811).

Der Juli 1810 steht für Haeusler als Aufbruch in seine Wanderjahre, fünf werden es am Ende sein in Mähren, Böhmen und Franken; Orte der Reise sind Oberglogau, Olmütz, Brünn – mit Abstecher nach Wien und Eger, schließlich eine längere Zeit in Bayreuth. Hier wirkt er als Hauslehrer zweier Töchter eines Gerichtsbeamten, dann als Buchhalter eines Tuchgeschäftes. Eine kurze Zeit verdingt er sich in Münchberg im Fichtelgebirge ebenfalls als Buchhalter in einem Handels- und Färbereigeschäft, dessen „wohlhabender Chef ein Practicus war, seine Bücher aber in bester Unordnung...“ Sein schriftstellerisches Talent pflegt Haeusler u.a. durch Kontakte zu Jean Paul (1763-1825), von dem er auf ein Glas Champagner eingeladen wird.

Nach den napoleonischen Kriegen kehrt er 1815 in die Heimat zurück. Zu Fuß geht es über Bamberg, das Erzgebirge, Dresden nach Görlitz, von hier ab mit der Postkutsche nach Hirschberg, wo er auf die „früh verwitwete Frau Liebich“ trifft, die er noch im selben Jahr heiratet. „Die Himmlische“, wie er sie nennt, bleibt 23 Jahre seine Gefährtin. Zwei Jahre nach ihrem Tod wird er 1840 die Ehe mit der Grünbergerin Mathilde Seydel (1806-1882) schließen, einer Frau die sein Vermächtnis bewahren und seine Firma engagiert weiterführen wird. Haeuslers Aktivitäten in Hirschberg beginnen 1819 mit der Initiative zur Gründung einer Sparkasse; wegen bürokratischer Hindernisse kommt es erst sechs Jahre danach zur Gründung.

Die ereignisreichen Jahre zwischen 1822 und 1826

Bereits drei Jahre produziert Carl Samuel Haeusler Wein aus Grünberger Trauben, als er es 1822 nach guter Apfelernte ebenfalls mit dieser Frucht versucht. Hierbei setzt er, wie später auch Ludwig Gall an der Mosel, Zucker zu. „Diese Weine gerieten gut, waren zum Frühjahr klar und schmeckten süß. Ein Zufall bringt ihn auf den Schaumwein oder Mousseux; Um einen Freund zu bewirten, holt er einige gelagerte Flaschen aus dem Keller und die Korken fliegen ihm an den Kopf“, heißt es in einer Würdigung, die 1870 in den Schlesischen Provinzialblättern erscheint. Was folgt, ist viel Experimentieren, bei dem Haeusler noch zahlreiche Flaschen zerspringen und mehrmals seinen Keller überschwemmen. Der am Ende doch geborene schlesische Champagner wird jedoch noch über Jahre unter fremdem Etikett vermarktet.

Haeusler ersetzt 1824 in Hirschberg Cidre als Schaumweingrundlage durch Grünberger Traubensaft. Er produziert 50 000 Flaschen jährlich, der Bruch geht gegen Null, durch die Flaschengärung beträgt die Haltbarkeit fast 20 Jahre, viel länger als in Frankreich, wo mit Spritzzusatz gearbeitet wird. Gleichzeitig läuft in Hirschberg die Obstsaftproduktion aus zahlreichen Fruchtsorten. Zeitgenossen rühmen den aus Ebereschenbeeren hergestellten Branntwein, der echtem Cognac gleichkomme. (Ganz in der Nähe wird seit 15 Jahren der Stonsdorfer abgefüllt.) Ein weiterer Zufall trägt sich gleichzeitig in Berlin zu: Im Weinhaus Lutter & Wegner schlägt hier 1825 die Geburtsstunde der Namensgebung „Sekt“. Dazu weiter unten.

Haeusler reist in diesen Jahren häufig nach Grünberg und wird dort zum Reformator der Weinlese. So lässt er die Trauben getrennt weiß/rot sortieren und der Verkauf läuft jetzt nach Gewicht, nicht mehr nach Maß. Eine weitere revolutionäre Entwicklung schildert Justiz-Rat Neumann, angestellt beim Besitzer der Herrschaft Saabor, nahe Grünberg: „Im Jahre 1826 vernahm der Besitzer der Herrschaft Saabor, Prinz Friedrich v. Schönauich-Carolath [1790-1859], bei seinem Aufenthalt in Warmbrunn, daß in Hirschberg ein Kaufmann, Karl Samuel Häusler, aus Cyder Schaumwein bereite, und lud denselben ein, zu ihm nach Saabor zu kommen und mit dem dortigen Weine Versuche anzustellen. Häusler fand den Saaborschen Landwein zur Champagner-Fabrikation ganz geeignet, wurde von mir, als damaligen Patrimonialrichter der Herrschaft Saabor, kennen gelernt und ersucht, nach Grünberg zu kommen und sich an hiesige Weinhändler zu wenden. Diesem entsprach Hr. Häusler, und demzufolge entstand die hiesige Champagner-Fabrik unter der Firma *Häusler, Förster u. Grempler*.“

Im selben Jahr startet die Sektherstellung der Firma *Kessler Sekt GmbH & Co. KG* in Esslingen/Neckar. Galt bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs der Standort Grünberg mit Grempler als „Älteste deutsche Sektkellerei“, produziert Kessler in Esslingen noch heute und ist nun der älteste Standort in Deutschland. In der Chronologie folgen 1832 Adam Henkell in Mainz, jetzt Wiesbaden und 1836 die Sektkellerei Bussard in Hoflößnitz an der Elbe zwischen Dresden und Meißen, deren Marke heute die Fa. Wackerbarth weiterführt sowie 1857 an der Unstrut die Freyburger Champagner-Fabrik-Gesellschaft und die 1894 dort kreierte Marke Rotkäppchen, die heute noch viele begeistert.

Zur Qualität schlesischer Schaumweine lesen wir im 1866 gedruckten Aufsatz "Das schlesische Weinland oder der Wein- und Obstbau in dem Kreise Grünberg" von L. Jacobi: „Der (...) Zuckergehalt ist es vornehmlich, welcher die sonst trockenen Grünberger Weine zur Mousseur-Fabrikation empfiehlt. (...) Am besten eignet sich zur Schaumwein-Fabrikation der kleine Burgunder, daneben der Traminer. Aus den übrigen Trauben kann nur eine zweite Sorte gezogen werden. Die Art der Bereitung des Grünberger Schaumweines ist gegenwärtig ganz dieselbe, wie diejenige des Champagners in Frankreich. Daß er dem letzteren fast ebenbürtig ist, haben die Prüfungen bei den verschiedenen Welt-Ausstellungen anerkannt, hat selbst eine in der Champagne von den Chefs erster dortiger Häuser veranstaltete sorgfältige Untersuchung festgestellt.“

Doch zurück zu Carl Samuel Haeusler. Trotz der florierenden Firma in Grünberg, zumal mit einem Kellermeister aus Frankreich, steigt er nach neun Jahren aus, um sich zu Hause in Hirschberg weiteren Herausforderungen zu stellen. Während hier nun sein Saft-, Wein- und Sektgeschäft weiter ausgebaut, eine Obst-Baumschule eingerichtet (Vorbild für 30 weitere in Schlesien und der Lausitz) wird, sattelt Haeusler teilweise um und widmet sich der Baubranche, wo er an innovativen Baustoffen forscht.

Flache Dächer mit sehr hoher Gebrauchseigenschaft

Ein kaum zu bändigender Unternehmergeist bringt Haeusler nach jahrelangen Versuchen zu einer Erfindung, die er „Holz-Cement“ nennt. Wir schreiben das Jahr 1839, als es marktreif wird: die „Ermöglichung platter Bedachungen, welche, wie die des Orients, einen festen Boden zum Beschreiten bieten und somit zu allerlei Hantierung, zu schwebenden Gärten, zu Grasnutzung, zu Wäschetrocknung und Bettensonnung, zum Genusse von Aussicht und freier Luft, zur kellersichern Bedeckung von Nutzräumen, zum absoluten Schutze gegen Eindringen von Wasser, wie von Feuer...“ Abseits von schlichter Dachpappe oder Steinkohlenteer weisen Haeuslersche Dächer enorm höhere Gebrauchseigenschaften auf.

Dabei wird die hölzerne Dachschalung mit Papier überzogen, die Papierlage mit Holzzement, einer Mischung aus Asphalt und Zement, bestrichen,

und in gleicher Weise fortfahrend je 3-4 Lagen der beiden Materialien aufeinander gebracht. Schließlich wird die Abdeckung mit Steinkohlenasche und darüber mit Kies beschüttet.

Ein zeitgenössisches Urteil formuliert der Orgelbauer Albert Vogel (1809-1884) aus Frankenstein: „Feuersicher sind diese Dächer wie eine Kunststraße wegen ihrem Sand- und Kiesaustrag, wasserdicht wegen ihrer darunter befindlichen Holzcementlage, zweckmäßig wegen der regelmäßigen Form der darunter befindlichen Räumlichkeiten, welche vollständig wohnbar eingerichtet sein können, angenehm und nützlich wegen der darauf möglichen Gartenanlagen und Trockenplätze, die in Städten oft für Geld nicht zu haben sind. Ihre Dauerhaftigkeit kann durch accurate Arbeit bis zur Unverwüstlichkeit gesteigert werden. Von einem üblen Geruch wie bei Pappdächern etc. ist keine Spur. Das Parfüm der Pappdächer gibt das ungefähre Maaß ihrer Dauerhaftigkeit! Sobald der Pappdachbesitzer sein Dach nicht mehr riecht, mag er, den Theerkübel in der Hand, den Blick nach oben richten, und bei jedem neuen Auftrag über die verdorrten Lumpen Zinsen oder Capital für sein billiges Dach berechnen – ist zwar auch eine Unterhaltung, aber das Begießen der Radieschen, Kartoffeln und anderer Blumen auf den Häusler'schen Dächern scheint mir doch eine weniger an reifende Beschäftigung.“

Haeusler versäumt es, seine revolutionäre Erfindung dem Patentschutz zu unterziehen, so dass es zunächst zu allerlei Fälschungen und Produktpiraterie kommt. Zwar mit Verzögerung, in Sachsen etwa war es zunächst verboten worden, letztlich kann das Haeusler-Dach seinen Siegeszug im Bauwesen antreten. Sein Buch *Die Lehre von der Anwendung der selbst erfundenen Holzcemente* veröffentlicht er 1851 in Hirschberg.

Jahre zuvor schon hatte Haeusler das Dach seiner Hirschberger „Weinhalles“ an der Greiffenberger Straße (heute: ul. Sobieskiego) dementsprechend umgestaltet. Es besteht im Jahr 1852 seine größte Belastungsprobe, als sich zur Beobachtung einer Sonnenfinsternis etwa eintausend Besucher dort aufhalten.

Carl Samuel Haeusler, der „schlesischer Practikus“, wie ihn Theodor Oelsner 1870 in einer Biographie des Erfinders nennt, stirbt am 13. Dezember 1853 in Hirschberg. Noch Jahrzehnte führt seine Gattin die Geschäfte weiter. In einer Werbeanzeige lesen wir noch 1875 im Hirschberger Adressbuch von

„Mathilde von Schmeling, verwitwete Haeusler, Fabrikbesitzerin und alleinige Geschäfts-Inhaberin der Firma: Carl Samuel Haeusler in Hirschberg in Schlesien. Haupt-Niederlage: Breslau Taudentzienstrasse 65.“ So bleibt der „Erfinder (...) des Rosshaar-Grases, sowie Erfinder der nur allein echten flachen Holzcement-Bedachung, dreimal patentirt, concessionirt und vielfach prämiirt in London, Altona, Cassel, Moskau, Lissabon, Wien, und (...) privilegiert für die k. k. Oesterreichische Monarchie“ (ebd.), noch lange unvergessen. Ebenso wie durch seine zahlreichen Bücher zum Thema Obstkunde.

Erst mit der Arisierung der von ihm begründeten Firma im Jahr 1933 gerät Carl Samuel Haeusler in Vergessenheit. Wir wissen es: zu Unrecht!

„Bring er mir Sekt, Schurke!“

Wir gehen noch einmal zurück in das Jahr 1825. Carl Samuel Haeusler steckt in Hirschberg mitten in seiner kreativen Phase der Entwicklung qualitätsvollen Schaumweins sowie der Herstellung schmackhafter Obst-säfte, die er als Erster überhaupt kommerziell produziert.

Da kommt es am Berliner Gendarmenmarkt rein zufällig zu einer Szene, deren Quintessenz sich später in den Wörterbüchern wiederfinden wird. Hier, wo E.T.A. Hoffmann (Königsberg 1776-1822 Berlin) in seinen letzten sieben Lebensjahren wohnte, befindet sich hinter dem Königlichen Schauspielhaus seit 1811 bis heute das Weinhaus Lutter & Wegner. Hoffmanns früherer Freund und Zechbruder, der Schauspieler Ludwig Devrient (Berlin 1784-1832 ebd.), kommt an einem Novemberabend 1825 geradenwegs aus einer Vorstellung ins Weinhaus. Dieses Mal hallt noch mächtig seine Paraderolle als Falstaff in Shakespeares „Heinrich IV.“ nach. Eben noch auf

der Bühne des Schauspielhauses ruft er nun dem Kellner zu: Bring er mir Sekt, Schurke! – Ist keine Tugend mehr auf Erden? Der Kellner, seit langer Zeit mit den Trinkgewohnheiten des Stammgastes vertraut, bringt dem Schauspiel-Star den üblichen Schaumwein.



Grempler Briefkopf

GREMPLER & Co.

Gegründet 1826 G. m. b. H. Gegründet 1826

Älteste deutsche Sektkellerei

Die Firma wurde im Jahre 1826 gegründet, sie ist somit die älteste Sektkellerei Deutschlands. Bis in die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wurden ausschließlich die Weine des damals in hoher Blüte stehenden ostdeutschen Weinbaugesbietes verarbeitet. Um weitergehenden Anforderungen des Konsums Rechnung zu tragen, kamen aber auch Weine der Champagne und der westdeutschen Weinbaugebiete zur Verwendung.

Dem Unternehmen wurde ein umfangreicher Stillweinhandel angegliedert, der insbesondere die norddeutschen Weinhandelsplätze mit den leichtesten Rotweinen des eigenen Weinbaugesbietes versorgte, die zum Verschnitt mit Auslandsweinen besonders geeignet waren. In neuester Zeit wurde auch die Herstellung von Obstprodukten, insbesondere Obstweinen, aufgenommen.

Am 1. Dezember 1915 wurde der 90 Jahre alte Oberbau der Kellerei durch Feuer zerstört





GREMPLER & Co.
SEKT-KELLEREI
GRÜNBERG



und durch einen Neubau ersetzt, der alle modernen Errungenschaften neuzeitlicher Technik sich zu eigen machte.

Die Marken der Firma erfreuen sich weit über die Grenzen des heimatischen Schlesiens hinaus einer noch ständig wachsenden Beliebtheit.

„Gremppler Landkarte“ ist in ganz Deutschland bis mitten in das westdeutsche Weinbaugesbiet hinein ein bekannter und beliebter Sekt.

Die Firma arbeitet noch heute nach dem altbewährten Grundsatz, daß nicht die Masse der Erzeugung, wohl aber Güte und Alter des erzeugten Produktes Ruf und Gedeihen einer Sektkellerei allein zu verbürgen vermögen. Prämiert wurden die Sekte schon auf den Weltausstellungen von Paris 1855, London 1862 und Wien 1873. Diese Auszeichnungen, die keine andere deutsche Kellerei aufzuweisen hat, sind um so höher zu bewerten, als in damaliger Zeit französischer Champagner noch ausschließlich den deutschen und den Weltmarkt beherrschte.

Elsigleiw Franczukurweshl (Dania) doley-slark.org.pl



Werbeblatt Fa. Gremppler von 1923

Genau genommen eine gewisse Ungereimtheit. Im englischen Original ruft Falstaff im Zweiten Akt des Heinrich Give me a cup of sack, rogue. Is there no virtue extant? „Sack“ steht jedoch als Bezeichnung für einen trockenen Sherry-Wein. Im Klang der beiden Sprachen ohnehin ganz ähnlich, von Devrient im Weinhaus spontan noch ein „t“ angehängt – schon war bald ein neues Berliner Szenewort im Umlauf. Neben der in ihrem Wahrheitsgehalt kaum zu hinterfragenden Begebenheit vom Berliner Gendarmenmarkt weisen Sprachwissenschaftler darauf hin, dass sich eben auch etymologisch ziemlich sicher der Begriff Sekt von Sack ableitet. „Sekt“ verbreitet sich dann nach 1871 in ganz Deutschland, um deutsche Schaumweine von französischen Erzeugnissen (Champagner, Vin mousseux) abzugrenzen.

Was zunächst noch als rivalisierendes Geplänkel anmutet, wächst sich zu Schlimmerem aus.

Im Jahr 1902 beschließt der Reichstag in Berlin die Schaumweinsteuer zur Finanzierung der Kaiserlichen Flotte, weil „bei einer so starken Steigerung der Ausgaben für die Wehrkraft des Landes auch der Schaumwein herangezogen werden muß“. Nach der Tragödie des Ersten Weltkriegs und des ihm folgenden Versailler Vertrags (1919) beinhaltet dessen Champagner-Paragraph u.a. im Artikel 274 das Verbot, dass deutsche Produkte fremde Herkunftsbezeichnungen führen. Das betraf besonders Champagner und Cognac aus deutscher Herstellung. So wird 1925 in Deutschland „Sekt“ zur amtlichen Bezeichnung für Schaumwein. Dieser lange schon benutzte Begriff geht übrigens auf Johann Gottfried Herder zurück, der im Jahr 1779 das französische „mousse“ mit „Schaum“ übersetzte.

Dem berühmt gewordenen Berliner Weinhaus wurde ein klangvolles Denkmal gesetzt: Basierend auf Erzählungen und Novellen von E.T.A. Hoffmann entsteht auf Anregung von Jacques Offenbach das Libretto für „Hoffmanns Erzählungen“, 1881 uraufgeführt in Paris. Gleich der erste Akt führt uns direkt zu Lutter & Wegner.

Aufruf an alle Bereiter deutscher Schaumweine

Was einst ausschließlich Geheimnis der Champagne war – die Bereitung süßer Schaumweine – ist es nicht mehr. Die Deutschen haben diese Bereitungsweise von ihren französischen Nachbarn gelernt, und sind darin so weit fortgeschritten daß sie, würdig der Lehrmeister, ihre Fabricate den von letzteren bereiteten gleichstellen können, wobei ihnen zu statten kommt, daß die von ihnen zur Mousseux-Bereitung verwandten Weine denen der Champagne nicht nachstehen, mehrfach sogar aus ganz derselben Traubensorte gewonnen werden. Ein unglückseliges Vorurtheil steht den deutschen Schaumweinen jedoch fort und fort hemmend und erschwerend gegenüber.

Das Publicum glaubt nicht, und läßt noch immer sich nicht überzeugen, daß die deutschen Schaumweine wirklich den französischen ebenbürtig und gleich sind. Darum ergeht hiermit der Aufruf an alle sich und ihre Leistung achtenden deutschen Champagner-Fabricanten ihr Licht nicht ferner unter den Scheffel zu stellen, sondern es gerecht gegen ihr deutsches Vaterland und sich selbst leuchten zu lassen, indem sie durch einige in der Champagne am meisten gelesene französische Zeitungen die dortigen Champagner-Fabricanten einladen, im Fall sie die Ebenbürtigkeit der deutschen Schaumweine mit den ihrigen bestreiten, zu einer unparteiischen öffentlichen Prüfung beider die Hand zu bieten.

Wer von unsern deutschen Genossen in der Champagner-Fabrication sich an diesem Verfahren und dessen Kosten zu betheiligen bereit ist, um mehr und mehr das trübe „mundus vult decipi“* aus dem Mousseux-Geschäft zu beseitigen, wolle sich freundlichst bald melden bei

Förster & Grempler zu Grünberg in Schlesien,

als den anerkannt frühesten Bereitern deutscher Schaumweine durch ihren damaligen Compagnon den selig. Hrr. Häusler in Hirschberg.

*Die Welt will betrogen werden.

Aufruf im Jahr 1870 in *Allgemeine Zeitung* (Faksimile siehe nächste Seite)

Allgemeine Zeitung, 1870

TEILUNG OBERSCHLESIENS VOR 100 JAHREN

Dawid Smolorz

Als die Oberschlesier im März 1921 zu den Abstimmungsurnen gingen, dachten die meisten von ihnen, sie würden mit ihren Wahlzetteln über die staatliche Zugehörigkeit ihrer Heimat entscheiden. Doch am Ende ist es nicht ganz so gekommen. Zum einen sah der Versailler Vertrag nicht vor, dass die Region deutsch bleiben oder polnisch werden würde. Vielmehr war von Anfang an von einer Teilung die Rede. Im Artikel 88 Paragraph 5 konnte man Folgendes lesen: *„Nach Schluß der Abstimmung wird die Anzahl der in jeder Gemeinde abgegebenen Stimmen durch die Kommission den alliierten und assoziierten Hauptmächten mitgeteilt, zugleich mit einem genauen Bericht über den Hergang der Stimmabgabe und einem Vorschlage über die als Grenze Deutschlands in Oberschlesien anzunehmende Linie, bei dem sowohl der von den Einwohnern ausgedrückte Wunsch, wie auch die geographische und wirtschaftliche Lage der Ortschaften Berücksichtigung findet“*. Zum anderen wurde in dem Text des Friedensvertrags in eindeutiger Form festgeschrieben, dass nicht allein der in der Volksabstimmung ausgedrückte Wille der Bevölkerung für den Verlauf der neuen Staatsgrenze ausschlaggebend werden würde. Einen weiteren wichtigen Faktor konnte man zudem damals noch nicht voraussehen. Nämlich, dass auch eine Militäraktion der polnischen Seite die endgültige Entscheidung beeinflussen wird.

Eine Bestimmung des Versailler Vertrages

Da fast 60% der Abstimmungsbeteiligten für den Verbleib Oberschlesiens bei Deutschland votierten, ging Berlin anfangs davon aus, dass das gesamte strittige Gebiet beim Reich belassen werden würde. Wie aber oben erwähnt, war eine solche Möglichkeit nicht vorgesehen. Warschau versuchte wiederum – ungeachtet der eigenen Niederlage – mit französischer Unterstützung einen Teilungsvorschlag durchzusetzen, nach dem ca. 60% des

Abstimmungsgebietes, einschließlich der gesamten Industrieregion, Polen einverleibt werden sollte. Wäre diese Idee nicht auf einen Widerstand vonseiten Italiens und Großbritanniens gestoßen, wäre die deutsch-polnische Staatsgrenze in der Zwischenkriegszeit nicht bei Beuthen, Hindenburg und Lublinitz, sondern weit westlicher, nahe der Städte Rosenberg, Groß Strehlitz, Ujest, Cosel und Ratibor verlaufen. Nach der Vorstellung Londons und Roms sollte Polen die Kreise Pless und Rybnik erhalten, deren Bevölkerung sich eindeutig für die Zugehörigkeit zu Polen aussprach, sowie einen Teil des Landkreises Kattowitz und im Norden einen Streifen entlang der bisherigen deutsch-polnischen Grenze, in dem die Kleinstädte Woischnik und Georgenberg lagen. Laut diesem Konzept wäre das Industriegebiet fast vollständig bei Deutschland verblieben, Polen hätte aber das Rybniker Land erhalten, in dem sich ca. 20 aktive Bergwerke und reiche, aber noch nicht erschlossene Kohlelagerstätten befanden.

Innerhalb des alliierten Gremiums konnte keine Übereinkunft erreicht werden. Da die polnische Seite befürchtete, dass der für sie ungünstige Teilungsvorschlag in irgendeiner Form doch durchgesetzt werden würde, beschloss die Führung des polnischen Lagers über den Ausbruch des bereits dritten Aufstands. Die in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1921 begonnene Aktion war sorgfältig geplant und gut organisiert. Sie wurde zudem vom polnischen Staat mit Waffen, Geld und Truppen unterstützt. Politisch richtete sich dieser Aufstand nicht gegen Deutschland, sondern gegen die britisch-italienischen Teilungspläne. Der oberschlesische Bürgerkrieg, wie man diese Auseinandersetzung manchmal bezeichnet, brachte am Ende der polnischen Seite einen Erfolg, auch wenn er militärisch unentschieden blieb. War die endgültige Grenzlinie, die im Oktober 1921 von einem Ausschuss des Völkerbundes festgelegt wurde, für Warschau doch viel günstiger als der von London und Rom unterbreitete Vorschlag.

Warschau hatte bessere Karten

In dem Oberschlesien-Konflikt war Warschau in einer besseren Situation, weil es nichts verlieren konnte. Es war ja Polen, das auf ein Gebiet Anspruch erhob, das bisher komplett innerhalb der Grenzen Deutschlands

lag. Es war zudem kein Geheimnis, dass der Anschluss des Industriegebietes das Hauptziel des gesamten Unternehmens war. Und dieses Ziel hätte Warschau beinahe erreicht. Denn nach der endgültigen Fassung verblieb-



Die Gebietsveränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg

ben zwar 71% des Abstimmungsgebiets und 54% seiner Bevölkerung beim Reich. Die meisten Berg- und Hüttenwerke befanden sich aber nach der Teilung in Polnisch-Oberschlesien. An Polen fielen der hoch industrialisierte Landkreis Kattowitz, die Städte Kattowitz und Königshütte, Teile des durch Montanindustrie geprägten Landkreises Beuthen und des Kreises Tarnowitz. Zudem erhielt Warschau den südlichen und den östlichen Teil des Kreises Hindenburg, den ganzen Kreis Pless, große Teile der Kreise Rybnik und Lublinitz sowie den östlichen Streifen des Landkreises Ratibor. Von den größten Städten der Region verblieben Beuthen, Gleiwitz, Oppeln, Ratibor und der bedeutende Industrieort Hindenburg, der damals noch kein Stadtrecht besaß, beim Reich. Die neue Grenzlinie stellte eine Kompromisslösung dar und entsprach nur teilweise den in der Volksabstimmung ausgedrückten Präferenzen der Oberschlesier. Hätte sie dem Plebiszitergebnis entsprochen, wären auf beiden Seiten viele Enklaven entstanden, was nicht nur den Verkehr lahmgelegt, sondern auch die Wirtschaft in der Region zerstört hätte. Die Abgrenzung zwischen den beiden Teilen war zunächst nur provisorisch und die Grenzlinie nicht ganz präzise. Erst im Frühjahr 1923 wurden die letzten strittigen Fragen, wie z. B. die Zugehörigkeit des Bergwerks „*Delbrückschächte*“ bei Hindenburg, gelöst.

Eine der Folgen der Teilung war die erste obereschlesische „Völkerwanderung“. Freiwillig, unter direktem Zwang oder indirektem Druck verließen mehr als 200.000 Einwohner der Region ihre bisherigen Wohnorte, um je nach Gesinnung in den polnisch gewordenen oder deutsch verbliebenen Teil umzuziehen. Dieses Recht, offiziell als „Option“ bezeichnet, gewährleistete ihnen die Oberschlesien-Konvention, die im Mai 1922 von den Vertretern der beiden Staaten unterzeichnet wurde. Charakteristisch für diese Migrationen war, dass die Entfernung zwischen dem früheren und dem neuen Wohnsitz oft nur wenige Kilometer betrug. Nicht selten sah man von seinem neuen Zuhause dieselben Kirch- und Fördertürme, bloß von einer anderen Seite. In allen größeren Städten der Region wurden zunächst in großer Eile Barackensiedlungen für die Optanten gebaut. Später entstanden für sie in beiden Teilen Oberschlesiens neue Wohnkomplexe oder ganze Siedlungen (wie z.B. in Hindenburg).

Kurioser Grenzverlauf im Revier

Vor allem im Industriegebiet hatte die Grenze oft einen kuriosen Verlauf. Sie schlängelte sich dort vielerorts zwischen Gebäuden und Industrieanlagen. Nicht selten konnten sich Menschen, die nun in verschiedenen Staaten lebten, buchstäblich in die Fenster gucken. Eine Sehenswürdigkeit für sich war die Stadt Beuthen. Sie bildete nämlich zwischen 1922 und 1939 eine deutsche Halbinsel, die von drei Seiten vom polnischem Territorium umgeben war. Der Spaziergang vom Beuthener Ring zum nächstgelegenen Grenzübergang nach Polen nahm nicht mehr als 20 Minuten in Anspruch. Da der zwischen dem deutschen Beuthen und dem deutschen Hindenburg gelegene Ort Rudahammer polnisch wurde, wurden die Chaussee und die Straßenbahnlinie, die die beiden Städte verbanden, an zwei Stellen durch die Grenze durchschnitten. In den ersten Jahren nach der Teilung fuhren die deutschen Straßenbahnen durch das polnische Gebiet mit geschlossenen Türen und in Begleitung polnischer Grenzbeamter. 1930 baute die deutsche Seite auf eigenem Territorium eine parallele Straße und eine Straßenbahntrasse, die die Umgehung des polnischen Abschnittes ermöglichten. Auch die bereits erwähnten *Delbrückschächte* in Hindenburg galten in der Zwischenkriegszeit als sog. Grenzcuriosität. Denn die Staatsgrenze verlief dort teilweise entlang der Umzäunung des Werkes und das Haupteingangstor des Betriebs diente bis 1939 als Grenzübergang. Der ca. 100 Meter von der Werkmauer entfernte Bahnhof Makoschau lag schon auf polnischem Gebiet, genauso wie eine Bergarbeitersiedlung. Außerhalb des Industriegebietes hatte die Grenze unter anderem in dem im Kreis Ratibor gelegenen Ort Gurek einen untypischen Verlauf. Damit die Züge an dem nur einen Steinwurf entfernten polnischen Grenzbahnhof Summin rangieren konnten, ohne das deutsche Staatsgebiet befahren zu müssen, wurden die mitten durch Gurek führenden Gleise auf einer Länge von rund einem Kilometer Polen zugeteilt. Auf diese Weise entstand ein schmaler polnischer Keil, der auch heute auf der Verwaltungskarte Polens zu sehen ist, weil sich die aktuelle Grenze der Kreise Rybnik und Ratibor dort mit dem Verlauf der ehemaligen deutsch-polnischen Staatsgrenze deckt.

Ein polnisches und ein deutsches Oberschlesien

So kompliziert sich all das anhört, bereitete der Grenzübertritt den Einwohnern der Region keine größeren Probleme. In der Oberschlesien-Konvention wurde die Einführung der Verkehrskarten festgeschrieben, also spezieller Grenzausweise, die alle Einwohner des früheren Abstimmungsgebietes erwerben konnten. Sie ermöglichten den Grenzübertritt nach vereinfachten Regeln. Wichtig war das nicht nur, weil nach der Teilung fast alle Oberschlesier Verwandte oder Bekannte im jeweils ausländischen Teil der Region hatten. Auch lagen die Arbeitsplätze vieler Menschen nach 1922 aus Perspektive ihrer Wohnorte im Ausland. Die negativen Folgen im Verkehrsbereich wurden durch den sog. privilegierten Durchgangsverkehr gelindert. Auf ausgewählten Strecken unterlagen deutsche und polnische Züge und teilweise auch Straßenbahnen keinen Zollkontrollen, obwohl sie faktisch zweimal die Staatsgrenze passierten.

In der Zwischenkriegszeit war der deutsche Teil der Region eine preußische Provinz mit der Hauptstadt Oppeln. Polnisch-Oberschlesien genoss wiederum den Status der einzigen autonomen Woiwodschaft der Zweiten Republik. Dieses Privileg verdankte es dem 1920, also noch vor der Volksabstimmung, vom Warschauer Sejm verabschiedeten Gesetz. Als politisches Versprechen sollte es gleichzeitig eine Art Anreiz sein und eventuelle Bedenken ausräumen, Warschau würde in den angeschlossenen Gebieten die regionale Eigenart nicht beachten. Dank dieser Regelung hatte Polnisch-Oberschlesien nicht nur sein eigenes Regionalparlament. Auch oblagen solche Bereiche wie Straßenbau, Schulwesen, Bildung, Polizei und Landwirtschaft den regionalen Behörden in Kattowitz.

Die Periode der oberschlesischen Teilung endete im September 1939. Nach der Besetzung Polens durch deutsche und sowjetische Truppen wurde der Ostteil der Region im Herbst 1939 wieder an das Reich angeschlossen. Somit hörte die Grenze, die 17 Jahre lang Oberschlesien geteilt hatte, auf zu existieren. Und da nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges die östlich der Oder und der Lausitzer Neiße gelegenen Reichsprovinzen unter polnische Verwaltung gestellt wurden, verschwand die 1921-1922 gezogene Grenzlinie endgültig von der Landkarte.

800 JAHRE ZISTERZIENSERKLOSTER HEINRICHAU

Schlüsselrolle bei friedlicher Ostsiedlung im Mittelalter

Das Zisterzienserkloster Heinrichau ist eines der bedeutendsten Männerklöster Mitteleuropas. Neben Leubus und Grüssau spielte es eine Schlüsselrolle für die Urbarmachung des meist brachliegenden Landes und für die friedliche Besiedlung Schlesiens durch die aus dem Westen über die *via regia* und die Niedere Straße zuwandernden deutschen Kolonisten. Zwischen Breslau und dem Glatzer Bergland gelegen, wurde es 1222 von dem Breslauer Domherrn Nikolaus, Kanzler des Herzogs Heinrich I., gegründet und „Fürstliches Zisterzienserkloster Heinrichau“ genannt. Die Mönche kamen 1227 aus dem Mutterkloster Leubus, einem Tochterkloster der thüringischen Abtei Pforta.

Gerufen von Heinrich dem Bärtigen

Herzog Heinrich der Bärtige, Gemahl der hl. Hedwig, betrieb eine zielbewusste Siedlungspolitik mit Hilfe deutscher Einwanderer. Der entscheidende neue Moment seines Vorgehens lag in dem Aufbau ganzer Gruppen von Siedlungen, die rechtlich durch das einheitliche *ius Teutonicum*, administrativ durch städtische Gruppenzentren zusammengehalten waren. Waldgebiete im Bober-Katzbach-Gebirge, am Zobtenberg, um Neumarkt und Ohlau dürften von ihm zuerst besiedelt worden sein. Ihm schlossen sich der Breslauer Bischof Lorenz I. (1207-32) und die schlesischen Klöster an. Gerade von Heinrich I. besitzen wir mehrere frühe Urkunden, die ausdrücklich von deutschen Siedlern sprechen. Einer der bedeutendsten Äbte der Frühzeit Heinrichaus war Peter I. (1259-69). Er schrieb Buch 1 vom



Klostergebäude und Maria-Himmelfahrt-Kirche heute

Foto: Jacek Halicki wikipedia

„Gründungsbuch des Klosters Heinrichau“. Darin schildert er die Rechtsverhältnisse und Siedlungsunternehmen der Polen wie der Deutschen und zeigt auf, dass Deutsche und Polen damals einträchtig nebeneinander gelebt haben. Überdies ist dieser deutsche Abt der erste Schriftsteller überhaupt, der einen polnischen Satz aufgezeichnet hat. Das Gründungsbuch gibt einen lebendigen Eindruck von den Veränderungen, die sich im Umkreis des Klosters durch die Kolonisation vollziehen.

Die Mönche besiedelten die Wälder am Eulengebirge. In dieser Landschaft mit ihren teilweise sehr fruchtbaren Lössböden errichteten sie fruchtbare Bauernsiedlungen. Viele altslawischen Gutshöfe, umgeben von Ödlandstreifen und Sumpfniederungen, wurden in größere, ertragreiche

Bauerndörfer zu großen Gemarkungen zusammengeschlossen und prägten so die nähere und weitere Umgebung des Klosters bis auf den heutigen Tag. 1292 besiedelten Mönche von Heinrichau das Tochterkloster Grüssau im Riesengebirge, die Familienstiftung der Herzöge von Schweidnitz-Jauer. Seit 1322 stand Heinrichau unter dem Schutz der Herzöge von Münsterberg, die das Kloster als ihr Hauskloster betrachteten, in dessen Kirche bis zum Aussterben der Linie 1428 fast alle Familienmitglieder bestattet wurden. Das Kloster zählte 1336 bereits 44 Chormönche und 30 Mönchsbrüder.

Mongolen, Hussiten und weitere Herausforderungen

Das klösterliche Leben um diese Zeit vermittelte ein eindrucksvolles Bild sowohl von der Kulturarbeit der Zisterzienser als auch von der deutschsprachigen Besiedlung Schlesiens in den klostereigenen Gebieten. Die Mönchsgemeinschaft forderte außerdem durch ihre tiefe Religiosität das Glaubensleben der Bevölkerung. Einen tiefen Einschnitt in diese Klosterlandschaft brachte der Einfall der Mongolen im Jahre 1241, die auch die neu errichteten Gebäude von Heinrichau verwüsteten. Die Mönche aber zögerten nicht und bauten Kloster und Kirche wieder auf, und zwar nunmehr im spätgotischen Stil. In zähen Bemühungen gelang es dem Kloster, seinen Besitz auszuweiten und seine Herrschaftsrechte zu festigen. Der Abt wurde Patronatsherr vieler Pfarreien. Er kaufte die herzoglichen Güter und Dörfer der das Kloster umgebenden Landschaft auf, so dass eine reiche Grundherrschaft im südlichen Mittelschlesien entstand. Visitationsberichte der Äbte von Leubus und Pforta von 1513 und 1518 zeigen, dass der Abt von Heinrichau 1501 das Pontifikalrecht erhielt.

Diese Entwicklung beeinträchtigten die Hussitenkriege im 15. Jahrhundert und vor allem die Reformation, die die Herzöge von Münsterberg-Oels seit 1536 in ihrem Lande einführten. Als Patronatsherren des Stiftes versuchten die Fürsten, auch Heinrichau zu säkularisieren. Sie warfen den Abt, der sich ihren Plänen widersetzte, ins Gefängnis und bestachen den Prior, das Kloster nach der geplanten Neuwahl gegen eine Leibrente auszuliefern. Das Komplott scheiterte am Veto von König Ferdinand I., der Heinrichau 1540 dem Schutz der Krone unterstellte. Allerdings war damit die Gefahr nicht gebannt, denn in der protestantischen Umgebung starb der

Konvent durch Austritte und Mangel an Nachwuchs fast aus und zählte 1553 nur noch drei Mitglieder. Um den Untergang des Klosters aufzuhalten, bemühte sich der Abt Vinzenz, aus anderen Provinzen Ersatz herbeizurufen, und er hatte tatsächlich Erfolg. Im selben Jahre nämlich konnte er die aus den großpolnischen Klöstern Wongrowitz, Lond und Obra vertriebenen kölnischen Zisterzienser und mehrere Mönche der säkularisierten Abtei Zinna bei Magdeburg aufnehmen.

Reformation und Rekatholisierung

Als der Abt im Januar 1554 starb, wählte der Konvent Andreas Swederi von Köln, den früheren Prior von Lond, zum Nachfolger. Die 25 Jahre währende Epoche der Rheinländer rettete das bedrohte Stift vor dem Untergang und leitete den Wiederaufstieg ein, Abt Andreas gründete eine Klosterschule, entfaltete eine rege Bautätigkeit, erkaufte 1570 die Ortschaft Ohlguth, begann den Bau eines 500 Meter langen Dammes, um in der Ohleniederung südlich vom Kloster den mehrere hundert Hektar großen Neuteich anzulegen, er erweiterte die Bibliothek und umgab das Stift mit einer Ringmauer mit Wehrtürmen. Um die Protestantisierung der Stiftsdörfer aufzuhalten, übergaben seine Nachfolger die Seelsorge der Patronatspfarreien Mitgliedern des Konvents und wehrten sich gegen den Versuch des Bischofs, das Kloster seiner Aufsicht zu unterwerfen. Bei der Visitation des Generalabtes von Citeaux im Januar 1616 zählte Heinrichau sechzehn Ordensleute. Dann hatte der 30jährige Krieg dem Kloster fast ein Ende bereitet. 1621 wurde es von Soldaten des böhmischen Königs geplündert, 1632 von den Sachsen niedergebrannt und schließlich von den Schweden überfallen. Sechs Jahre lang trieben die Schweden ihr Unwesen in Schlesien. Erst der Westfälische Frieden brachte dem schlesischen Land wieder eine gewisse Ruhe. Die Gegenreformation führte zur Rekatholisierung des Stiftslandes. In den in früheren Jahren an den Adel verpfändeten Dörfern, in denen Stiftsuntertanen gezwungen worden waren, den reformierten Glauben anzunehmen, wurde der katholische Glaube wieder neu belebt.

Foto auf der nächsten Seite: Impression von der Pracht der Innenarchitektur der Heinrichauer Klosterkirche. Foto Marek Maruszak





Auch ein vorbildliches Leben und eine gute Seelsorgetätigkeit der Kloster-gemeinschaft trug dazu bei. Einen mächtigen inneren und äußeren Aufschwung erlebte Heinrichau in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Das war auch ein Verdienst der tatkräftigen Äbte Melchior Welzel (1656-80) und Heinrich Kahlert (1681-1702).

So gründete Abt Kahlert 1696 zur Stärkung der katholischen Lebens-auffassung im Stiftstand eine Bruderschaft nach dem Vorbild des Tochterklosters Grüssau. Dort war es eine Josephsbruderschaft, hier errichtete er eine Bruderschaft der heiligen Dreifaltigkeit, für die er an der Ostseite der Klosterkirche eine Kapelle erbaute. Die Bruderschaft, die zeitweise 10000 Mitglieder zählte, entfaltete sich als eine Wallfahrts-Bewegung, die jähr-lich zahlreiche Prozessionen von Pilgern nach Heinrichau führte. Erst nach der Säkularisation und der Vertreibung der Klosterangehörigen nahm diese Wallfahrt ein Ende.

Prachtvolle Klosterkirche

Die gotische Stiftskirche ist trotz der wechselvollen Geschichte im wesentlichen erhalten geblieben. Sie war eine dreischiffige kreuzförmige Basilika, das Hauptschiff 62 Meter, das Querschiff 30 Meter lang. Das Querschiff richtete sich nach dem ursprünglichen Bauplan der Zisterzienser. Das unmittelbare Vorbild für Heinrichau dürfte die Abteikirche von Ebrach bei Bamberg sein; denn zur Zeit, als mit dem Bau begonnen wurde, lebte in Bamberg noch Bischof Ekbert, ein Bruder der heiligen Hedwig von Schlesien. Ekbert förderte sicherlich den Bauplan von Heinrichau. Um den Chor baute man eine Kapellenreihe, die durch weite Arkaden miteinander verbunden waren.

Abt Kahlert ließ diese Klosterkirche umbauen und prunkvoll barockisieren. Der älteste erhaltene Zisterzienserbau Schlesiens mit dem Chor aus dem 13. Jahrhundert, dem Langhaus aus dem 14. Jahrhundert und dem Turm von 1608, wurde mit 20 Altären ausgestattet, deren Rundbogen-Abbildungen Michael Willman schuf. Bemerkenswert auch Orgel, Kanzel und vor allem das reichverzierte Chorgestühl, das als das bedeutendste und schönste Schlesiens gilt. 1684-1710 geschaffen, zeigt es in Reliefs das Leben des Heilands, über den Sitzreihen der Mönche einen jubilierenden

Engelchor, zu ihren Seiten kunstvolle Figuren und Heiligengestalten. Das Klostergebäude erhielt Ecktürme und Innenräume, so auch die Bibliothek, mit reichen Stuckarbeiten. Die Kirchenfront wurde mit einem barocken Westgiebel ausgestattet und mit einem überkuppelten Vorbau versehen.

Säkularisierung und Neubesiedlung

Wie alle Ordenshäuser wurde auch Heinrichau, nach 583jährigem Bestehen, in der Säkularisation 1810 aufgelöst. Archiv-, Bibliotheks- und Kunstschatze gelangten in Breslauer staatliche Sammlungen, teilweise auch in kirchliche. Die Stiftskirche wurde zur Pfarrkirche. Bis 1945 hatten die Herzöge von Sachsen-Weimar Kloster und Land (30.000 Morgen) zum Besitz. Die Klosteranlage blieb fast unverändert erhalten und war somit, nahezu einmalig, Beispiel einer fast unversehrten barocken Anlage.

Vor der Säkularisation 1810 wurden von Kloster Heinrichau aus folgende Orte seelsorglich betreut: Heinrichau, Alt-Heinrichau, Berzdorf, Dobrischau, Frömsdorf, Krelkau, Schönwalde, Silberberg, Weigelsdorf und Wiesenthal.

Ort und Kloster Heinrichau überstanden unbeschädigt das Kriegsende. Große Schäden erfuhr die Inneneinrichtung durch die russische Besetzung, die sich bis 1946 im Kloster niedergelassen hatte. 1946 zog wieder ein Zisterziensermönch als Seelsorger in den Teil, der als Pfarrhaus diente. 1973 wurde die Niederlassung mit mehreren Mönchen zum Priorat erhoben. Die Renovation schritt in den 1980er Jahren wegen der hohen Kosten nur langsam voran und konnte erst seit den 1990er Jahren umfassender durchgeführt werden. Heute stehen die Mönche im Dienste der örtlichen Pfarrei, die Klostergebäude werden vom Priesterseminar des Erzbistums Breslau und einem katholischen Knaben-Lyzeum genutzt.

Geringfügig überarbeiteter und aktualisierter Beitrag von Adam Wienand im Heimatbrief der Katholiken des Erzbistums Breslau, Nr. 5/1987

Weitere Literatur: Heinrich Grüger, Geschichte eines schlesischen Zisterzienserklosters 1277-1977; derselbe. Heinrichau. Zisterzienseraftei, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau XXIII/1982, 5.27-54.

NEUES LEBEN IN ALTEN MAUERN

DIE SYNAGOGE WARTENBURG/BARCZEWO UND ANDERE JÜDISCHE SPUREN IM ERMLAND

Welche sind die erlebbaren Spuren jüdischen Lebens im ehemaligen Ostpreußen und besonders dem heutigen Ermland-Masuren? Und wie geht die polnische Bevölkerung in der Woiwodschaft heute damit um? Marcel Krueger erzählt die spannende und wechselhafte Geschichte der Synagoge von Wartenburg und von ihrem faszinierenden neuen Leben als Kulturzentrum und Treffpunkt für Künstler aus der ganzen Region.

Auf der Webseite des in Berlin registrierten Vereins „Juden in Ostpreußen“ von Michael und Ruth Leiserowitz findet sich eine faszinierende Dokumentation der Geschichte der jüdischen Gemeinden. Dazu gehört eine fast vollständige Liste all der Orte jüdischen Lebens in Ostpreußen, von denen heute viele verschwunden sind, wie zum Beispiel die Friedhöfe in Rosenberg/Susz und Sensburg/Mrągowo, von denen man nur noch die Lage



Die Synagoge in Wartenburg wurde 1847 errichtet. © Galeri Sztuki SYNAGOGA

kennt – aber keine Gebäude oder gar Grabsteine überlebt haben. Aber welche Spuren jüdischen Lebens und jüdischer Kultur sind heute noch sichtbar und – viel wichtiger – noch zugänglich, insbesondere in Ermland und Masuren? Wie gehen die polnischen Gemeinden vor Ort mit diesen erleb-
baren Überresten um – und welche Rolle spielen sie im Alltag?

Mendelsohn-Haus in Allenstein

Eines der wichtigsten Denkmäler, das eine ständige Erinnerung an die jüdische Kultur und das jüdische Leben im Ermland symbolisiert, ist sicher das Mendelsohn-Haus in Allenstein/Olsztyn. Erbaut nach Plänen des weltbekannten jüdischen Bauhaus-Architekten Erich Mendelsohn (1887–1953), befindet sich das ehemalige Reinigunghaus der jüdischen Gemeinde auf dem ehemaligen jüdischen Friedhof am Rand der Altstadt. 2005 begann die Stiftung Borussia (Fundacja Borussia) mit dem Wiederaufbau des heruntergekommenen Gebäudes.

Borussia ist eine Gruppe lokaler Schriftsteller, Künstler und Lehrer, die 1990 gegründet wurde und bewusst die lateinische Bezeichnung für die Region im Namen trägt. Im Zentrum stehen die Erforschung des ostpreußischen Erbes sowie der deutsch-polnische kulturelle Dialog.

Das Gebäude und der angrenzende ehemalige Friedhof wurden von der Stiftung zur Erhaltung des jüdischen Erbes in Polen erworben und das Restaurierungsprojekt mit Unterstützung von Geldern der EU realisiert. Seit dem 21. März 2013, dem 126. Geburtstag Mendelsohns, wird das Bauwerk als Zentrum für den interkulturellen Dialog genutzt. In Erinnerung an den Erbauer trägt es nun den Namen Mendelsohn-Haus (Dom Mendelsohna). Heute finden hier Konzerte, Lesungen, Workshops sowie Gespräche statt, und längst hat das Bauwerk seinen rechtmäßigen Platz in vielen Geschichtsbüchern und Reiseführern gefunden.

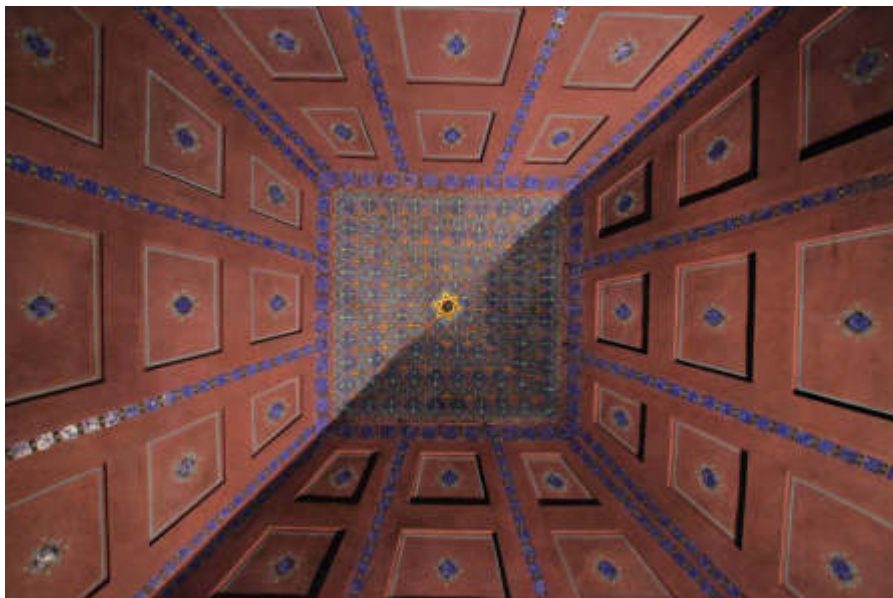
Ein anderes Zeichen jüdischen Lebens wurde in Allenstein zerstört: Die eindrucksvolle Synagoge, die 1877 im maurischen Stil an der nahe gelegenen ulica Grunwaldzka 5a zusammen mit einem jüdischen Altersheim und einem jüdischen Gemeindehaus erbaut wurde, war die größte des Ermlands. Sie wurde im November 1938, während der Reichspogromnacht, zusammen mit dem Altersheim von den Nationalsozialisten niedergebrannt;

in der Ruine wurde später ein Splitterschutz gegen Luftangriffe eingerichtet. Anschließend wurde an dieser Stelle ein Mehrfamilienhaus errichtet, und auf den Fundamenten des benachbarten Altersheims entstand eine Sporthalle. Der einstige Ausgang zur Synagoge und deren Stützmauer sind allerdings heute noch vorhanden und wurden 2017 renoviert.

Deutsch-jüdisches Miteinander in Wartenberg

Das heißt aber nicht, dass es im Ermland keine anderen Synagogen mehr gibt, die dabei helfen, die Spuren jüdischen Lebens und jüdischer Kultur zu erhalten. Versteckt in einer kleinen Straße im nahegelegenen Wartenburg, dem Geburtsort des berühmten polnischen Komponisten Feliks Nowowiejski und nur 18 Kilometer von Allenstein entfernt, ist ein weiteres Erinnerungsstück des jüdischen Lebens zu finden. Und auch dieses ist der lebendigen Kultur der Gegenwart gewidmet. Die um 1365 gegründete Kleinstadt Wartenburg, mit heute 8.000 Einwohnern, hatte seit dem 18. Jahrhundert eine kleine jüdische Gemeinde, die 1847 die Neue Synagoge in der Passenheimer Straße, der heutigen ulica Kościuszki, erbauen ließ. In den 1870er Jahren erreichte die jüdische Gemeinde von Wartenburg mit mehr als hundert Angehörigen ihren Zenit, wenn auch in den Folgejahrzehnten eine stete Abnahme der jüdischen Ortsbevölkerung zu verzeichnen war. Die Juden, die in der Stadt und im Landkreis Allenstein angesiedelt waren, lebten im Einvernehmen mit der überwiegend katholischen Bevölkerung des Ermlands. Offenen Antisemitismus gab es in Wartenburg vor 1933 kaum; zwischen der christlichen Bevölkerungsmehrheit und der jüdischen Bevölkerungsminderheit, die 1933 nur noch etwa vierzig Personen zählte, herrschte ein unverkrampftes Verhältnis. Das änderte sich jedoch während der NS-Zeit: Wer nicht rechtzeitig emigrieren konnte, wurde später deportiert und ermordet.

Im Gegensatz zur Synagoge in Allenstein blieb das Synagogengebäude in Wartenburg 1938 unzerstört, weil die jüdische Gemeinde das Gotteshaus 1937 an einen Privatmann verkauft hatte. Von 1940 bis 1945 wurden dort Häftlinge des Zuchthauses Wartenburg untergebracht. Der polnischen Verwaltung diente es nach 1945 als Wohnhaus für Bedienstete der nahegelegenen Strafanstalt, wo unter anderen der ehemalige Gauleiter Ostpreu-



Die Kuppel des restaurierten Taharahauses in Allenstein, wo die Leichenwaschung an verstorbenen Juden vor der Bestattung vorgenommen wurde. Das Gebäude wurde 1911 bis 1913 nach Plänen des in Allenstein geborenen Architekten Erich Mendelsohn errichtet.

© Tomasz Waszczuk/Fundacja Borussia

ßens, Erich Koch, bis zu seinem Tod 1986 inhaftiert war. Ab 1978 diente das Gebäude als Museum. Zwischen 1980 und 1996 beherbergte die Synagoge das Webkunstzentrum von Ermland und Masuren. Nach aufwendigen Restaurierungen befindet sich in der Synagoge heute eine Kunstgalerie, in der verschiedene Veranstaltungen stattfinden. Gleich in der Nähe sind Grabsteine des zerstörten jüdischen Friedhofs aufgestellt.

Das freundlich gelbe zweistöckige Gebäude, im neoklassizistischen Stil erbaut, fügt sich wunderbar in die Wartenburger Altstadt ein. Viele Bauelemente aus dem 19. Jahrhundert sind noch erhalten, zum Beispiel die dekorative Fassade und die großen, abgerundeten Fenster. Im ersten Stock befindet sich die sogenannte Frauengalerie mit einer verzierten Holzbalustrade, die von zwei Säulen getragen wird.



Die Stiftung Borussia nutzt das nach Plänen von Erich Mendelsohn errichtete Gebäude als Ort für Diskussionen, Ausstellungen und Begegnungen. © Jacek Sztorc/ Fundacja Borussia

Synagoge in Wartenberg wurde nicht zerstört

Im großen, hellen Innenraum organisiert der lokale Verein Pojezierze („Seeland“) seit 2012 – unter der Leitung von Krystyna Szter, der Dorfvorsteherin des nahegelegenen Kaplittainen/Kaplityny – eine Vielzahl von Konzerten, Workshops, Ausstellungen und gesellschaftlichen Zusammenkünften. Bei der letzten Ausstellung im September 2019 mit dem Titel "Papa, Can You Hear Me?" handelt es sich zum Beispiel um eine Zusammenarbeit der Künstlerin Agnieszka Markowicz mit der Texterin Ewa Klajman-Gomolińska und der Kuratorin Angelika Maria Gomolińska. Sie setzt sich kritisch mit der Geschichte der jüdischen Gemeinde und dem Holocaust auseinander.

Das Team der Synagoge bietet auch Führungen für die örtlichen Schulen an, damit sowohl Geschichte als auch Kunst für die jüngere Generation zugänglich sind und bleiben. Ebenso gibt es hier Basare, Malworkshops

und Konzerte der verschiedensten Musikrichtungen: Von der Klezmer-Band bis hin zu Chören oder Pop-Gruppen ist alles vertreten. Die Synagoge von Wartenburg ist weiter mit Leben gefüllt und das ist gut so.

Der Erhalt der Synagoge als Zeuge und Denkmal für die nicht mehr existierende Plurireligiosität des Ermlandes ist wichtig. Ebenso ihre anhaltende Bedeutung für die Stadt und die Menschen als Treffpunkt und als Raum für Kunst aus ganz Polen, ganz ohne Vorurteile oder ideologische Scheuklappen. Die Synagoge von Wartenburg ist ein Ort, an dem die Menschen aus dem landwirtschaftlich geprägten Ermland einen direkten Zugang zur Geschichte der Region bekommen und unterschiedliche Perspektiven und Lebensentwürfe kennenlernen können. Wie das Mendelsohn-Haus in Allenstein verkörpert sie eine der wenigen Spuren vom einstigen jüdischen Leben in Ostpreußen und ist somit erhaltenswert. (KK)

Georg-Dehio-Kulturpreis 2021 für die Stiftung Borussia in Allenstein

In einem feierlichen Festakt überreichte Staatsministerin Maria Bering, Ministerialdirektorin und Leiterin der Gruppe „Geschichte, Erinnerung“ bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, am Abend des 7. Oktober 2021 im Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung (Deutschlandhaus) Berlin den Georg-Dehio-Kulturpreis 2021 des Deutschen Kulturforums östliches Europa. Preisträger in diesem Jahr sind die Stiftung und Kulturgemeinschaft Borussia Allenstein/Fundacja Borussia Olsztyn (Hauptpreis) und das Institut für angewandte Geschichte – Gesellschaft und Wissenschaft im Dialog e. V., Frankfurt (Oder) (Förderpreis).

Den **Hauptpreis** erhielt die **Stiftung und Kulturgemeinschaft Borussia Allenstein/Olsztyn** für ihr über drei Jahrzehnte währendes Engagement der Bewahrung und Vermittlung des kulturellen Erbes in der Woiwodschaft Ermland-Masuren. In der Begründung der Jury heißt es u.a.: *„Das Kulturforum und die Fachjury erkennen damit die Arbeit einer großen Gruppe von Menschen an, die sich zusammengeschlossen haben, um Ermland und Masuren neu zu denken und dabei den Widerspruch zwischen deutschen und polnischen Zeitschichten zu überwinden. Diese Arbeit von unten hat Vorbildcharakter*

weit über das historische Ostpreußen hinaus und ist besonders in einer Zeit erneut angespannter Beziehungen zwischen Deutschland und Polen wichtig.“ Der **Förderpreis** ging an das **Institut für angewandte Geschichte – Gesellschaft und Wissenschaft im Dialog e. V.**, Frankfurt (Oder), das sich für die Erforschung der Geschichte der ehemaligen Neumark, heute Teil der polnischen Wojewodschaften Lebus (Lubuskie) und Westpommern (Zachodniopomorskie), und deren Vermittlung und Verankerung im Bewusstsein der Bevölkerung beidseits der Oder einsetzt. Die Jury begründete ihre Entscheidung u.a. so: *„Bewundernswert ist die stets erkennbare Spannung zwischen den hohen Maßstäben der akademischen Theorie und Methodik einerseits und dem Anspruch, die vergessenen und häufig komplexen Themen an die interessierte Öffentlichkeit zu vermitteln. Auf diese Weise konnten inzwischen mehrere Projekte verwirklicht werden, die zur kritischen Reflexion der Regionalgeschichte beitragen und die Region tatsächlich geprägt haben.“*



Prof. Dr. Robert Traba und Kornelia Kurowska nahmen den Georg Dehio-Kulturpreis 2021 (Hauptpreis) für die „Borussia“ und deren über drei Jahrzehnte währendes Engagement der Bewahrung und Vermittlung des kulturellen Erbes in der Woiwodschaft Ermland-Masuren entgegen. Links Dr. Harald Roth, Direktor des Deutschen Kulturforums.

Foto: Deutsches Kulturforum östliches Europa, Anke Illing

AUS DER CHRONIK VON GRÜNBERG

Die Wein- und Rebenstadt feiert ihren 800. Geburtstag

Doris Tschechne, Kerstin Sagan

Bis heute gibt es keine eindeutigen Aussagen über die Anfänge der Stadt Grünberg (Zielona Góra). Einer handschriftlichen Chronik aus dem 17. Jahrhundert zufolge soll „am 30. Mai 1222 am Ufer eines von den Hügeln (Endmoräne) herabfließenden Baches (der Lunze) eine Meierei angelegt worden sein, neben der eine Schankstätte entstand.“ Polnische Forscher gehen davon aus, daß sich an der Straßenkreuzung Glogau – Crossen und Freystadt – Züllichau eine slawische Vorgängersiedlung befand.



Alte Postkartenansicht von der Weinstadt Grünberg



Grünberg heute, das Palmenhaus und seine Umgebung

Foto: Piotr Jędzura

Es besteht jedoch kein Zweifel darüber, dass die Stadt Grünberg bei der Besiedlung Schlesiens als planmäßig deutschrechtliche Stadt angelegt wurde. Dafür sprechen die rechtwinkligen, sich schneidenden Straßen und Gassen mit ausgesparten Plätzen für Markt und Kirche. Bereits 1272 soll die Grundsteinlegung für eine Pfarrkirche nachweisbar sein. In dem Zusammenhang dürfte die Stellung des Augustiner-Chorherrenstifts in Naumburg am Bober beachtenswert sein. Heinrich I., der Bärtige (1201-1238), schenkte dem Chorherrenstift Land und Waldflächen mit dem Ziel der weiteren Besiedlung des nördlichen Gebietes seines Herzogtums. Die erwähnte Meierei und Schankstätte kann ohne Frage von den Mönchen dieses Klosters bzw. von ihnen beauftragten Siedlern angelegt worden sein. Danach begann die planmäßige Anlage der Stadt, die 1302 erstmalig zum Weichbild mit Markt in einer Urkunde als „Grunenbergense“ erwähnt wird. Ab 1315 verfügte Grünberg über eine eigene Verfassung, bekam 100

Hufen Land (1 flämische Hufe = 17-19 ha) sowie Hutungs- und Holzrechte im herzoglichen Oderwald. Gleichzeitig war sie berechtigt, Grundbesitz zu erwerben und zu bewirtschaften.

Den bereits seit 1314 bekannten Weinanbau und die Tuchmacherei, zwei Gewerbebereiche die von Siedlern mitgebracht wurden, bildeten neben dem Marktwesen eine wesentliche wirtschaftliche Grundlage zur Entfaltung der Stadt. Im Jahre 1323 bekam Grünberg dann das Crossener Stadtrecht verliehen.

Beachtenswerte historische Bauten der Stadt

Einen ersten großen Einschnitt in ihrer Stadtentwicklung erlebten die Grünberger in den Jahren 1313/14. Durch eine entsetzliche Hungersnot, verbunden mit der Ausbreitung der Pest, verlor die Stadt den größten Teil ihrer Einwohner. Daraufhin folgte eine weitere Einwanderungswelle aus dem deutschen Altland, die vermutlich auch zum Bau des ersten Rathauses 1321 führte. Der Bau von 1590 wurde nach dem Brand 1651 wiederhergestellt und ist heute noch erhalten. Ein Turmneubau mit dreifach durchbrochener Haube erfolgte 1670.

Grünberg verfügte bis Anfang des 15. Jahrhunderts nur über einen „Plankenzaun“ als Stadtbefestigungsanlage. Bei einem preiswerten Kauf des herzoglichen Oderwaldes 1429 mußten die Grünberger Stadtväter Heinrich IX. von Glogau das Versprechen abgeben, „die Stadt zu mauern und zu festen mit einer Steinmauer“. Mit dem Bau der Mauer entstanden das Obertor (südwestl.), das Niedertor (nordöstl.) und das Neutor (südöstl.). Von dieser Anlage sind heute noch der sogenannte Hungerturm und ein Teil der Stadtmauer erhalten.

Im 18. Jahrhundert behinderte diese Befestigungsanlage die Vergrößerung der Innenstadt und die Erweiterung des Straßennetzes. Der größte Teil der Anlage wurde demzufolge abgetragen und damit Baugrund und Baumaterial gewonnen. Beides konnten die Bürger billig, teilweise sogar kostenlos erwerben. In der Zeit von 1372-1394 entstand die Stadtpfarrkirche „St. Nikolai“, die nach 1419 zur „Hl. Hedwig-Kirche“ umgeweiht wurde. Das Gotteshaus, mehrmals durch Brände beschädigt, konnte 1679 als spätgotische Hallenkirche restauriert werden. Der Turm ist von 1832.

Da die ursprüngliche Stadtfläche nur ca. fünf Hektar groß war, begann man bereits um 1500 außerhalb der Maueranlage die Stadt zu erweitern. Im Jahr 1538 entstand ein Hospital mit Kirche und um 1590 wurde unweit davon auf einem Friedhof die evangelische Dreifaltigkeitskirche erbaut. Beide Objekte existieren heute nicht mehr.

Von Interesse dürfte der Bau der ehemaligen evangelischen Pfarrkirche „Zum Garten Christi“ (1746/47) sein. Als Fachwerkbau in Kreuzform mit klassizistischer Fassade und einem Turm von 1821-1828, können wir den Sakralbau heute als katholische Kirche, geweiht der „Mutter Gottes von Tschenschow“, bewundern.

Wirtschaftliche Entwicklung der Stadt

Ende des 16. Jahrhunderts verwaltete die Grünberger Kämmerei die Dörfer Sawade, Krampe, Kühnau, Lansitz und Wittgenau. Seit 1408 verfügt die Stadt über das Meilenrecht und seit 1428 gab es bereits eine Walkmühle. Als weitere wesentliche Wirtschaftszweige zählten seit Beginn des 14. Jahrhunderts die Tuchmacherei, der Weinanbau und bedingt durch die Handelsstraße Breslau – Grünberg – Berlin, auch das Marktwesen. Damit verfügte die Stadt über eine relativ stabile wirtschaftliche Grundlage.

Diese Situation änderte sich mit dem 30-jährigen Krieg. „Plünderungen, finanzielle Belastungen, große Brände, Unterdrückung des evangelischen Glaubens“, führten zum Verlassen vieler Bürger der Stadt. Die Einwohnerzahl sank von 10.000 (1631) auf ca. 4.500 (1660).

Erst als Preußen durch Friedrich den Großen Grünberg integrierte, erfolgte eine Wende in der gesamten Wirtschaft. Die Anzahl der Tuchmachermeister stieg von 466 (1740) auf 638 (1798) und die der Webstühle in der gleichen Zeit von 373 auf 618. Zwischenzeitlich erlebte das Tuchmacherhandwerk in Grünberg Höhen und Tiefen. So kauften u.a. englische Industrielle in den Jahren 1870/80 Tuchfabriken in der Stadt Grünberg auf und gründeten 1884 die „Englische Wollwaren-Manufaktur“, die sich dann im Ersten Weltkrieg mit der „Schlesischen Tuchfabrik“ zur „Deutschen Wollwaren-Manufaktur AG“ vereinigte. Weitere entscheidende Industriezweige folgten, so z.B. zur Herstellung von Eisenbahnwaggons, Textil-



Der Weingott Bacchus ist die Symbolfigur des jährlich Anfang September stattfindenden Grünberg Weinfestes, das 2022 besonders im Zeichen der 800-Jahr-Feier der Stadt stehen wird.

Foto: Ewa Duma

maschinen und Stahlkonstruktionen. Da Grünberg im Zweiten Weltkrieg wenig zerstört wurde, bestehen viele der genannten Betriebe heute noch. Eisenbahnanschluss erhielt Grünberg erst 1871.

Weinbauregion damals und heute

Seit dem ausgehenden Mittelalter wurde in Grünberg und Umgebung Wein angebaut. Im Jahre 1826 entstand in Grünberg die erste deutsche Sektellerei. Aufgrund hoher Produktionskosten ging jedoch ab 1900 der Weinanbau zurück und es entwickelte sich im gleichen Umfang der Obstbau. Nach 1945 kam der Weinanbau aufgrund der Vertreibung der deutschen Bevölkerung und damit auch der alteingesessenen Winzer völlig zum Erliegen.



2022 feiert die Stadt Grünberg ihren 800. Geburtstag

Grünberg hatte 1990 eine Fläche von 56 qkm auf denen ca. 90.000 Menschen wohnten. Aus dem historischen Ostpolen vertriebene Winzer konnten in der Volksrepublik Polen den Weinanbau nur rudimentär beleben.

Erst nach 1989 haben sich der Weinbau und die ganze Stadt im freien, der Europäischen Union zustrebenden Polen prächtig entwickelt. Erfolgreich konnten auf neu ausgewiesenen Industrieflächen zahlreiche Investoren angeworben und seit 2004 die Arbeitslosigkeit von über zehn Prozent vollständig abgebaut werden, sodass heute Vollbeschäftigung besteht. Eine starke Wiedergeburt erlebt inzwischen der Weinanbau im Grünberger Land, der als das nördlichste geschlossene Weinbaugebiet der Welt gilt. Dabei wächst die Zahl der Winzer ebenso schnell wie die Qualität der Weine. Auch Sekt wird inzwischen wieder produziert. Das immer im September stattfindende Grünberger Weinfest ist mit inzwischen bis zu 150.000 Besuchern zu einer landesweiten, auch viele deutsche Gäste anziehenden Attraktion geworden. Die Geschichte der Weinregion, in der vor 1945 auch Sekt und Weinbrand produziert wurden, wird hervorragend im modernen Museum des Lebusener Landes dargestellt. Grünberg ist heute auch eine junge Stadt. An der Universität, die auch eine germanistische Fakultät hat, studieren etwa 20.000 Studenten. So ist Grünberg heute eine

moderne Großstadt mit über 140.000 Einwohnern und neben Landsberg an der Warthe (Gorzów Wielkopolski) eine der beiden Hauptstädte der polnischen Woiwodschaft Lebus. Die kreisfreie Stadt ist auch römisch-katholischer Bischofssitz.

Historische Daten von Grünberg

- 1217 Ordensniederlassung der Augustiner Chorherren in Naumburg am Bober
- 1222 Grünberg vermutlich als deutsche Stadt gegründet
- 1250 das Gebiet um Grünberg unterstand dem Erzbischof von Magdeburg
- 1272 erste Pfarrkirche nachweisbar
- 1302 „Grunenbergense“ erstmalig in einer Urkunde als Weichbildort mit Marktrecht bezeichnet
- 1314 erste Erwähnung des Weinanbaues
- 1318 Grünberg kommt zum Herzogtum Sagan
- 1323 Verleihung des Crossener Stadtrechts
- 1331 Die Stadt kommt zum Herzogtum Glogau und damit zur Oberherrschaft Böhmens
- 1408 Verleihung des Meilenrechts an der Handelsstraße Breslau-Grünberg-Berlin
- 1429 Heinrich IX. von Glogau verpflichtet die Stadt zum Bau einer Mauerbefestigung
- 1438 die vier größten Gewerke werden erstmalig genannt: Wollweber (Tuchmacher), Fleischer, Schuhmacher, Bäcker
- 1525 Einführung der Reformation durch den Saganer Abt Paul Lemberg
- 1526 als böhmische Stadt kommt Grünberg zu Habsburg
- 1596 erlangt die Stadt das Recht der freien Ratskur
- 1651 durch einen Stadtbrand wird Grünberg fast vernichtet
- 1742 Preußen besetzt die Stadt
- 1745-1800 starker wirtschaftlicher Aufschwung der Stadt
- 1824 in Grünberg wird der erste „deutsche Champagner“ hergestellt
- 1826 Gründung der ersten deutschen Sektellerei in Grünberg

- 1840 Abbau von Braunkohle im Umfeld der Stadt
- 1884 Aufschwung der Tuchindustrie durch „Englische Wollwaren-Manufaktur“
- 1900 Rückgang des Weinanbaues und Erweiterung des Obstbaues
- 1918 es entwickelte sich die Maschinenbauindustrie (Eisenbahnwagons, Brückenkonstruktionen, Textilmaschinen)
- 1945 (14.02.) sowjetische Truppen besetzen die Stadt, bei den Kämpfen wurden 50 Gebäude vernichtet
- 1945 im Ergebnis des Zweiten Weltkrieges wird Grünberg (Zielona Góra) polnisch-kommunistisches Staatsgebiet. Die deutsche Bevölkerung wird vertrieben und Polen, darunter auch viele Vertriebene aus Galizien, Wolhynien und anderen historischen polnischen Ostgebieten lassen sich hier nieder.
- 1950 Grünberg wird Zentrum der gleichnamigen Woiwodschaft der VR Polen
- 1975 85.000 Einwohner
- 1989 Der Systemwandel eröffnet auch Grünberg neue Möglichkeiten
- 1999 Grünberg wird Sitz des Parlamentes und des Marschallamtes der Woiwodschaft Lebus
- 2021 140.000 Einwohner

„Aus der Geschichte gefallen“

Gespräch mit Klaus Weigelt
über die „Kant-Stadt“ Königsberg,
auf Russisch immer noch „Kaliningrad“



Der am 14. Mai 1941 in Königsberg/Ostpreußen geborene Klaus Weigelt, mit dem zweimal jährlich erscheinenden „Königsberger Bürgerbrief“, eine Publikation der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr), www.stadtgemeinschaft-koenigsberg.de.

Foto: privat

Immer wieder, aber in dieser Zeit ungewissen Lichts umso deutlicher, zeigt sich, dass Scheinwerfer mitnichten beim Denken helfen. Die in den Strahlen der ersten stehen, lassen es an der Klarheit des letzteren leider oft fehlen. Umso erhellender die Geistes-Gegenwart derer, die im Hintergrund nach Gründen und Hintergründen suchen, die sich nicht beirren lassen von einer vermeintlich

erkenntnisfördernden Öffentlichkeit, sondern diese erst suchen, wenn sie ihrer eigenen Erkenntnisse sicher sind. Bedachtsamkeit und Nachdenklichkeit mag Klaus Weigelt aus seinem Geburtsort Königsberg, wo er vor 80 Jahren zur Welt kam, mitgebracht haben. Folgerichtig ist er Vorsitzender der Stadtgemeinschaft Königsberg und der Stiftung Königsberg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, aber auch Präsident der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, die mittlerweile ebenfalls in jenen Verband eingegangen ist. Die professionelle Grundlage für diese mannigfachen Ehrenämter hat er sich über Jahrzehnte als Leiter des Wirtschaftspolitischen Seminars der Konrad-Adenauer-Stiftung, in deren Auftrag in Venezuela, Brüssel und Budapest und als Akademieleiter geschaffen. Durchzogen ist diese Grundlage von einem weitverzweigten Netzwerk, in das er über Jahrzehnte Persönlichkeiten des politischen, Gesellschafts- und Kulturlebens einbezogen hat, stets um das Niveau der Initiativen und Veranstaltungen bemüht. Von diesem Niveau zeugen denn auch die zahlreichen Publikationen unter dem weitgefassten thematischen Bogen von Heimat und Nation sowie ostdeutscher Kultur, die er als Autor oder Mitautor zeichnet. Nicht zu kurz gekommen dabei sind seine rege anlassbezogene, oft tagesaktuelle Publizistik zu Kultur- und Zeitgeschichte und seine der Verehrung für Ernst Wiechert und andere Geistesgrößen geschuldeten chronistischen Würdigungen, ob im „Königsberger Bürgerbrief“, im lutherischen Magazin „Confessio Augustana“ oder in der „Kulturpolitischen Korrespondenz“. Hier übt er unermüdlich mit Umsicht und Einsicht eine kunst sinnige und einfühlsame „Kritik“ im bewährten Königsberger Sinn. Mit ihm sprach Alfred Theisen auch über die Vorbereitungen für das Kant-Jahr 2024, in dem der 300. Geburtstag dieses überragenden Philosophen aus Königsberg gefeiert wird.

Sie sind noch 1941 in Königsberg/Ostpreußen geboren. Haben Sie noch Kindheitserinnerungen an das alte Königsberg und das Vertreibungsschicksal Ihrer Familie? Nein, wir zogen bereits im Herbst 1943 von Königsberg nach Thüringen, wo mein Vater nach seiner Genesung von einer schweren Verwundung (1941) eine Pfarrstelle erhielt. Ich war damals zweieinhalb Jahre alt. Meine ersten Erinnerungen verbinden sich mit den letzten Kriegstagen, dem Kriegsende und der amerikanischen, gefolgt von der sowjetischen Besatzung im Frühjahr und Sommer 1945.

In Deutschland vergessen

Die alte schlesische Metropole Breslau war 2016 Kulturhauptstadt Europas und ist als wieder wirtschaftlich, kulturell und zivilisatorisch an alte Glanzzeiten anknüpfende, pulsierende „Blume Europas“ zu einem beliebten Reiseziel der Deutschen geworden, in dem das deutsche Kulturerbe hervorragend herausgestellt und gewürdigt wird. Wie wird nach Ihrer Einschätzung Königsberg heute in Deutschland wahrgenommen? Ist diese Hauptstadt des historischen Ostpreußens heute nicht weitgehend in Vergessenheit geraten?

Königsberg ist „aus der Geschichte gefallen“ und spielt in Deutschland keine Rolle mehr. Der „normale“ Gesprächspartner verortet Königsberg irgendwo zwischen der früheren DDR und Polen und weiß auch nicht genau, wo „Kaliningrad“ liegt. Ich habe lange in Lateinamerika gelebt. Dort strahlten die Dorfschullehrer in jedem Land, wenn ich meinen Geburtsort nannte: „Ah, la ciudad de Kant!“ – die Stadt von Kant! In Deutschland ist das nicht so. Vielleicht wird es 2024 zum 300. Geburtstag des Philosophen zeitweise anders. Bei uns ist das Bildungsniveau, den deutschen Osten betreffend, „überschaubar“, wie man sagt. Im Übrigen ist die Situation der deutschen Heimatgebiete im heutigen Litauen und Polen kaum mit der Situation im Königsberger Gebiet vergleichbar. Innerhalb der EU ist vieles einfacher als im Verhältnis zur Russischen Föderation.

Hätte hier im Bereich der Schulen, der Bildungsarbeit und der Pflege des Kulturerbes der vertriebenen Deutschen von Bund und Ländern nicht mehr geleistet werden können?

Das kann man wohl sagen. Der deutsche Osten wurde sowohl im Grundgesetz als auch in der deutschen Politik von Anfang an „vergessen“. Der Ostdeutsche Kulturrat (OKR) wurde 1950 gegründet. Da merkte man auch im Deutschen Bundestag, dass da wohl „noch etwas war“ und beschloss 1953 das Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetz (BVFG). Die ostdeutsche Kultur kam dort im § 96, also ganz hinten, vor und ist von da an auch immer – in allen deutschen Regierungen – „ganz hinten“ geblieben. Da es aufgrund der Abtrennung der deutschen Ostgebiete dort naturgemäß keine Landesregierungen gab, übernahm mit dem BVFG der Bund sozusagen „treuhänderisch“ die Verantwortung für diese Gebiete in histo-

rischer und kultureller Hinsicht. Damit aber wurde diese Aufgabe oder Verantwortung je nach politischer Couleur unterschiedlich gewichtet, um es vorsichtig auszudrücken. Sie wurde zwar politisch als „nationale Aufgabe“ formuliert, spielte aber kaum eine Bedeutung. Heute führt sie mit knapp ein Prozent des milliardenschweren Haushaltes der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien eine prekäre Existenz am Rande des Vergessens, weit entfernt von dem historischen und kulturellen Gewicht der territorial verloren gegangenen Regionen.

„Kahlschlag“ der Regierung Schröder

Hatte man in den 1950er und 1960er Jahren das Thema der Vertreibung und der ostdeutschen Kultur noch in Schulen (Kultur, Geschichte, Literatur in den Lesebüchern) und an Universitäten (Lehrstühle für ostdeutsche Geschichte) gepflegt, so verschwand diese Thematik in den 1970er Jahren. Die Vertriebenen wurden zu „Revanchisten“ und Störenfriede der „Freundschaft mit den Völkern der Sowjetunion“ und Polens isoliert, und auch nach 1982 wurde es nicht viel besser. Verheerend waren die negativen Auswirkungen des „Kahlschlags“, den die Regierung Schröder nach 1998 zu verantworten hatte. Zahlreiche institutionelle Förderungen wurden gestrichen, hunderte von Wissenschaftlern mussten entlassen werden, langjährige verdiente Institutionen, wie der OKR oder das Kulturwerk Schlesiens, wurden in den Ruin getrieben. Bis 1990 konnte man im Berliner Reichstag noch die Flaggen Schlesiens, Ost- und Westpreußens und Pommerns sehen, was besonders ausländische, vor allem europäische Gäste immer als Zeichen für ein „Deutsches Geschichtsbewusstsein“ bewundert haben. Am Tag nach der Deutschen Einheit waren diese Flaggen verschwunden. Den deutschen Osten gab es nicht mehr, dafür war die frühere mitteldeutsche DDR jetzt auf einmal „Ostdeutschland“.

Der Dom auf der Kneiphof-Insel im Jahre 2017. Er wurde im Zweiten Weltkrieg schwer zerstört und in den Jahren von 1992 bis 1998 in Zusammenarbeit mit der Russischen Föderation mit den Strukturen der vertriebenen deutschen Königsberger und der ZEIT-Stiftung restauriert. Er gilt heute wieder als das bedeutendste Baudenkmal der Stadt. Foto: A. Savin, wikiimedia Commons



Die Kant-Stadt Königsberg wird heute auf Russisch nach Kalinin benannt, einem der größten Verbrecher des 20. Jahrhunderts, von 1923 bis 1945 oberster Repräsentant der Sowjetunion und einer der engsten Weggefährten Stalins, mitverantwortlich zum Beispiel für die Ermordung zehntausender polnischer Offiziere in Katyn. Belastet Sie diese Namensgebung? Gab es Diskussionen um eine Umbenennung wie zum Beispiel im Falle von Leningrad, das heute wieder St. Petersburg heißt?

Ihrer Analyse kann ich nichts hinzufügen. Deswegen war es nicht nur ein geistloser Akt der Siegermächte, im Jahre 1947 Preußen durch ein „Kontrollratsgesetz“ aufzulösen, sondern es war auch ein Akt geschichtsloser Ignoranz, Königsberg vor 75 Jahren nach einem sowjetischen Politiker zu benennen, der zwar ein getreuer Lakai des Diktators Josef Stalin war, der ansonsten aber weder Charakter noch die geringste Qualität aufwies, dem einmaligen Rang Königsbergs auch nur näherungsweise zu entsprechen. Als „Kaliningrad“ gehört die altehrwürdige Stadt seit 75 Jahren definitiv in eine Welt, die nicht mehr zur weiterlebenden preußischen Tradition zu zählen ist.

Ausgerechnet Kalinin

Natürlich gab es immer wieder – gerade auch von den Kaliningrädern selbst – Bestrebungen, Königsberg seinen traditionellen Namen wiederzugeben. Aber die Zahl der „Kriegsveteranen“, die ihr Selbstwertgefühl mit der Eroberung der Stadt verbinden, war zu groß und damit auch der Widerstand gegen jede Veränderung des Namens. Mich und die Königsberger belastet diese Namensgebung nicht, dokumentiert sie doch augenscheinlich, dass diese Stadt mit Königsberg (fast) nichts mehr zu tun hat. Erstzunehmende Kaliningrader geben zu, dass sie durch die Namensgebung belastet sind, weil sie auf nicht absehbare Dauer die Stadt mit der Schande der Stalinjahre verbindet. Das ist nicht gerade ehrenvoll.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurde Königsberg durch die Kampfhandlungen stark zerstört. Kann man heute noch im Stadtbild Spuren der über viele Jahrhunderte währenden Prägung durch die deutsche Bevölkerung entdecken?

In der Tat finden Königsberger und Touristen zahlreiche Kulturdenkmäler Königsbergs in Kaliningrad. Etwa 60 Bauwerke stehen unter Denkmalschutz. Vor einigen Jahren erbrachte eine Umfrage nach den schönsten Bauwerken der Stadt unter den Kaliningradern das verblüffende Ergebnis, dass von den zehn schönsten Bauten acht deutsche waren: der Dom auf dem Kneiphof, die Luisenkirche auf den Hufen, das Königstor im Osten, einige weitere Tore (Roßgärten, Friedländer, Brandenburger), der Dohnaturm, der Wrangel. Selbst das 1968 definitiv zerstörte, und damit verschwundene Schloss ist aus dem Stadtbild nicht wegzudenken: es ziert schon die Flughafenhalle in Chrabrowo, viele Restaurants und Hotels, dient als Reklame für Bier und Wodka. Königsberg und sein Schloss sind also den Kaliningradern überall präsent.

Wie haben sich die vertriebenen Königsberger organisiert und wie steht es heute um ihre Strukturen?

Die Königsberger haben sich 1949 als Stadtgemeinschaft vereinsmäßig organisiert und 1951 eine Patenschaft mit Duisburg geschlossen, die bis heute besteht. Sie haben in den seither vergangenen über 70 Jahren die Geschichte und Kultur ihrer Stadt fortgeschrieben: seit 1960 im „Königsberger Bürgerbrief“, dessen Ausgabe 97 im Sommer 2021 erscheint, und im „Museum Stadt Königsberg“ (1968-2016), dessen Sammlungen, vor allem die bedeutende Kant-Sammlung, im zu errichtenden Neubau des Ostpreußischen Landesmuseums Lüneburg ab 2023/2024 gezeigt werden können, vor allem zum 300. Geburtstag von Immanuel Kant 2024.

Solide Königsberger „Strukturen“

2003 wurde im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft die Stiftung Königsberg errichtet, die eines zukünftigen Tages das Erbe der Stadtgemeinschaft Königsberg und die Zusammenarbeit mit dem Lüneburger Museum fortsetzen wird. Für die Zukunft der Königsberger „Strukturen“ ist also auf lange Zeit gesorgt. Im Übrigen ist darauf hinzuweisen, dass die Königsberger alle ihre Aktivitäten stets aus Spenden finanziert haben und nur selten auf sogenannte „Projektmittel“ des Bundes angewiesen waren.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion konnte man in den 1990er Jahren von der Zuwanderung von Russlanddeutschen in das Kö-



Immanuel Kant, der bedeutendste Philosoph der Aufklärung verbrachte sein ganzes Leben in Königsberg/Ostpreußen. Gemälde von Gottlieb Doebler aus dem Jahre 1791. Das Gemälde ist in der Dauerausstellung des Ostpreußischen Landesmuseums mit Deutschbal-tischer Abteilung in Lüneburg zu sehen. Foto: wikipedia, gemeinfrei

nigsberger Gebiet lesen. Leben heute noch Deutsche in Königs-berg? Gibt es deutsche Vereine oder Medien?

Es hat in den 1990er Jahren eine Zuwanderung von Deutschen aus Russland gegeben. Diese wurde aber von Moskau begrenzt. Heute ist schwer einzuschätzen, wie viele Deutsche es in der Kaliningradskaja Ob-last gibt. Die in den 1990er Jahren gegründete Evangelische Gemeinde je-denfalls verliert seit Jahren an Mitgliedern, und ihre Gottesdienste finden

nur noch in russischer Sprache statt. Kaliningrad ist heute überwiegend Russisch- Orthodox geprägt. In diesem Jahr feiert der „Club der russischen Heimatforscher“ sein 30-jähriges Bestehen. Das ist eine bemerkenswerte Vereinigung von Russen, die an der deutschen Geschichte im Königsberger Gebiet interessiert sind und mit der Stadtgemeinschaft zusammenarbeiten. Diese hat dem „Club“ 2012 in Anerkennung seiner hohen Verdienste um Geschichte und Kultur ihre höchste Auszeichnung, die „Königsberger Bürgermedaille“ verliehen.

Aktivitäten in „Kaliningrad“

Ein Medium, das zwar in Deutschland gedruckt und vertrieben, aber von Kaliningrader Redakteuren erarbeitet wird, ist der monatlich erscheinende „Königsberger Express“, der aktuelle politische und kulturelle Nachrichten bringt und aus dem auch der Königsberger Bürgerbrief regelmäßige Meldungen übernimmt.

Gab und gibt es Projekte in Ihrer heute russischen Heimatstadt aus Deutschland, insbesondere auch aus den Reihen der vertriebenen Königsberger zur Pflege des deutschen Kultur- und Architekturerbes vor Ort?

Ohne die enge Zusammenarbeit des Dombaumeisters Igor Odinzow (1937-2020) mit der Stadtgemeinschaft Königsberg, insbesondere mit dem Museum Stadt Königsberg und seinem Fachwissen über das Bauwerk, hätte die Dom- und Kathedralkirche auf dem Kneiphof in den 1990er Jahren nicht fachgerecht wiederaufgebaut werden können. Das gleiche gilt für die Restaurierung des Königstores im Jahre 2005 zur Feier der 750-Jahrfeier Königsbergs. Schließlich haben die Königsberger immer wieder dazu beigetragen, dass die „Kaliningrader Symphoniker“ unter der Leitung ihres Chefdirigenten Arkadij Feldmann bei ihren Deutschlandreisen breite Unterstützung erhielten.

Kant-Jahr 2024

2024 gilt es, an den wohl bekanntesten Königsberger, den bedeutenden Philosophen Immanuel Kant, eine Persönlichkeit von eu-

ropäischem Rang, zu erinnern. Gibt es heute schon Initiativen mit Blick auf dieses Kant-Jahr 2024?

Am 13. Oktober 2014 wurde in der Berliner Parlamentarischen Gesellschaft mit vielen Kant-Freunden die Kant-Dekade 2014-2024 eröffnet. Die wegweisende Rede hielt der damalige Bundestagspräsident Norbert Lammert. Die Stiftung Königsberg übergab der Parlamentarischen Gesellschaft als Leihgabe für die Dekade ein Kant-Bildnis von Johannes Heydeck aus dem Jahre 1878. Seitdem hat die Stadtgemeinschaft immer wieder durch Veranstaltungen und Veröffentlichungen im Königsberger Bürgerbrief die Kant-Dekade begleitet, zuletzt im April 2018 mit einer internationalen Konferenz in Kaliningrad. Die Bundesbeauftragte für Kultur und Medien hat über das Bundesinstitut für Geschichte und Kultur in Europa (BGKE) in Oldenburg zwei Kant-Konferenzen in Berlin durchgeführt.

Gelegentlich tauchen in einschlägigen Medien Berichte über angebliche Angebote der russischen Seite auf, das seit 1945 von Russland okkupierte nördliche Ostpreußen nach 1989 an das wiedervereinigte Deutschland zurückzugeben. Können Sie solche Informationen bestätigen?

Nein. Die Öffnung Königsbergs 1991 und die Deutsche Einheit 1990 standen in einem gewissen euphorischen Kontext. So kamen Gerüchte auf, dass Außenminister Genscher in Moskau ein derartiges Angebot erhalten haben sollte. Diese Gerüchte konnten nie bestätigt werden.

„Ich wünsche mir Normalität“**War das Königsberger Gebiet, seine Gegenwart und Zukunft, schon einmal Gegenstand der Beratungen des Europarates, dem ja seit den 1990er Jahren sowohl Russland als auch die an diese russische Exklave angrenzenden baltischen Staaten und Polen angehören?**

Nein. Königsberg war nach der in Teheran 1943 erfolgten Zusage an Stalin bereits in Potsdam 1945 nur noch eine Fußnote und spielte danach im Rahmen der deutschen Ostgebiete keine Rolle mehr, auch nicht beim Abschluss des 2+4-Vertrages.

Wie offen ist heute das historische nördliche Ostpreußen für Touristen und Investoren aus der Europäischen Union?

Die Kaliningradskaja Oblast ist kein Föderatives Subjekt der Russischen Föderation, sondern eine Oblast, ohne eigene Zuständigkeiten. Moskau ist die zuständige Instanz. Deswegen richtet sich alles – von der Rechtslage über Wirtschaftsfragen bis zu den konsularischen Beziehungen – nach der politischen Großwetterlage, also nach dem Verhältnis zwischen der EU und der Russischen Föderation. Königsberg ist die einzige Region des früheren Deutschen Reiches, die für ihre früheren Bewohner nur mit einem teuren Visum betreten werden darf. Das gilt auch für Touristen. Diese sind als Devisenbringer erwünscht und haben Kontakte, Verbindungen, oft sogar Freundschaften mit den russischen Bewohnern in Kaliningrad. Im Rahmen deutsch-russischer Verträge können Unternehmen auch Standorte im Kaliningrader Gebiet zugestanden werden.

Welche Rolle wünschen Sie sich für Königsberg und das nördliche Ostpreußen für die Zukunft?

Ich wünsche mir Normalität. So wie wir sie in Europa kennen. Das heißt: ich wünsche mir Freizügigkeit und Freiheit, nicht nur für Deutsche, sondern auch für unsere russischen Freunde in Kaliningrad und in der Oblast. Ich wünsche mir Unvoreingenommenheit, vor allem von Seiten der Russisch-Orthodoxen Kirche. Wenn wir, wie jetzt in Vorbereitung auf das Kant-Jubiläum, mit wissenschaftlichen und kulturellen Einrichtungen in Kaliningrad kooperieren wollen, dann tun wir das nicht mit dem Ziel der „Regermanisierung“, wie man vermutet, sondern weil wir – gemeinsam mit den russischen Freunden – das kulturelle und wissenschaftliche Erbe teilen wollen. Es ist 75 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges eigentlich an der Zeit, den in den 1990er Jahren begonnenen hoffnungsvollen Weg weiterzugehen, zumal sich immer mehr auch Angehörige der jungen, und damit unbelasteten Generation für die Geschichte, Kultur und Literatur des deutschen Ostens, Königsbergs und Ostpreußens interessieren. Das kann man an der Zahl und den Themen von Dissertationen erfreut feststellen.

POMMERN IM 20. JAHRHUNDERT

Vollendung der landesgeschichtlichen Ausstellung im Pommerschen Landesmuseum in Greifswald

Alfred Theisen

Im Pommerschen Landesmuseum öffnete am 1. April 2021 der letzte Ausstellungsabschnitt über Pommern im 20. Jahrhundert seine Türen für Besucher. Damit ist die landesgeschichtliche Dauerausstellung vollendet und umfasst nun einen Zeitraum von rund 14.000 Jahren – von den ersten menschlichen Spuren der Jäger und Sammler in Pommern bis zum Beitritt Polens zum Schengener Abkommen im Jahr 2007 und der damit verbundenen Durchlässigkeit der Grenzen.

Aus Sicht des Direktors Dr. Uwe Schröder hat diese Ausstellung drei Besonderheiten: „Erstens ist es ein gemeinsames EU-Projekt mit dem Stettiner Nationalmuseum. Zweitens begleiten uns konzeptionell durchgehend Zeitzeugen. Die dritte Besonderheit ist die Mitwirkung polnischer Historiker, die nach Greifswald kamen, hier wohnten und die Ausstellung mit entwickelten.“ Das 20. Jahrhundert mit seinen Kriegen, vielfachen Systembrüchen und dem gewaltigen Bevölkerungsaustausch bedeutete für die Region die vielleicht größte Zäsur in ihrer Geschichte. Schließlich verschwand der Name Pommern in der DDR fast vollständig. Erst in den letzten 30 Jahren besinnt sich die Region wieder zunehmend auf über Jahrhunderte gewachsene Strukturen. Die Ausstellung zeigt die zahlreichen Facetten dieser Brüche und Kontinuitäten.

Neben aussagekräftigen Objekten ergänzen aufwendige Medienstationen und Installationen die Ausstellung, über die vor allem biographische Zugänge zu einzelnen Themenkomplexen angeboten werden. Lech Karwowski, der Direktor des Nationalmuseums Stettin, lobt die gute Zusammenarbeit: „Die Realisierung jenes Projektes zeigt – genauso wie bei den früheren gemeinsamen Vorhaben – ein gut funktionierendes Modell einer tiefgehenden, grenzüberschreitenden Zusammenarbeit in der Forschung und Vermittlung der Kunst und der Geschichte Pommerns, das divergierende Ansichten und



Anbei eine Außenansicht des Museums, fotografiert von Armin Wenzel.

Fotos: Pommersches Landesmuseum

Perspektiven nicht verleugnet, sondern vielmehr gerade diese zu einem besseren Verständnis der Probleme und der Geheimnisse der Vergangenheit nutzt. Die gerade in Ihrem Hause fertiggestellte Ausstellung wird sicherlich zu einem Grund zu weiteren inspirierenden Diskussionen.“

Kooperation mit Stettiner Nationalmuseum

Das Ausstellungsvorhaben realisierte das Pommersche Landesmuseum im Rahmen des Projektes „Gemeinsames Erbe, gemeinsame Zukunft“. Dabei wird die Geschichte und Kultur Pommerns gemeinsam vom Greifswalder Pommern-Museum und dem Stettiner Nationalmuseum (Muzeum Narodowe w Szczecinie) dargestellt. Das Vorhaben wurde durch die Europäischen Union mit 2,8 Millionen Euro gefördert. Davon erhielt das Pommersche Landesmuseum 1,4 Millionen Euro. Der Umsetzungszeitraum war von 2018 bis 2021. Ein Ausstellungskatalog und eine Museumsapp mit vertiefenden Audiobeiträgen ergänzen das Angebot.

Insgesamt werden auf einer Ausstellungsfläche von rund 310 Quadratmetern 548 Exponate präsentiert, ergänzt durch 15 Medienstationen. Die Mehrheit der Objekte stammt aus der Sammlung des Pommerschen Landesmuseums. Einige Exponate stammen von Leihgebern aus Deutschland und Polen. Die Ausstellung ist in folgende Abschnitte untergliedert:

Pommern vor 1945

Vom Ausstellungsraum zur Entstehung der Bäderkultur mit einer sommerlichen, heiteren Atmosphäre gelangt man über einen Korridor oberhalb des dunklen Croy-Saals in den neuen Ausstellungsabschnitt. Der erste Raum der neuen Ausstellung ist den Ereignissen des Ersten Weltkrieges gewidmet. Der Besucher steht vor einer großen Wandtapete, auf der Zitate aus Feldpostbriefen, Todesanzeigen gefallener pommerscher Soldaten und Schlagzeilen über das Kriegsgeschehen zu sehen sind. Diese Großtapeten stellen ein durchgängiges Gestaltungselement der Ausstellung dar.

Infolge des Versailler Vertrags wurde Pommern Grenzland. In der Weimarer Republik verschlimmerten Inflation, Agrar- und Weltwirtschaftskrise die wirtschaftliche Lage und führten zur politischen Radikalisierung. Um der Not der Freester Fischer zu begegnen, initiierte der Greifswalder Landrat Walter Kogge die Teppichknüpferei. Wir zeigen den Teppich, den die Fischer 1929 dem Landrat aus Dankbarkeit schenkten. Die Nationalsozialisten begannen bald nach ihrem Machtantritt mit der Kriegsvorbereitung. Pommern entwickelte sich zu einem wichtigen Rüstungsgebiet. Erwähnt sei nur die Heeresversuchsanstalt Peenemünde mit den sogenannten „V1“- und „V2“-Raketen. Pommern war die erste Provinz des Reiches, aus der jüdische Mitbürger und Bewohner von Heilanstalten deportiert wurden. Der Besucher kann dieses Thema vertiefen, indem er die faksimilierten Kennkarten aller im Februar 1940 deportierten pommerschen Juden erkundet oder indem er ausgewählte Zeitzeugeninterviews der wenigen Überlebenden in einer Medienstation ansieht. Am Ende des Zweiten Weltkrieges flüchteten Hunderttausende nach Westen oder wurden vertrieben. In über 60 Clips berichten Zeitzeugen über ihr Schicksal.

Vertriebene Pommern in Westdeutschland

Für die Zeit nach 1945 gliedert sich die Ausstellung in drei Erzählstränge. In der Abteilung zur Geschichte der Vertriebenen in der Bundesrepublik steht neben dem wirtschaftlichen und organisatorischen Neuanfang insbesondere der Umgang mit Verlust im Vordergrund.

Knapp 900.000 der rund 1,5 Millionen vertriebenen Pommern lebten 1950 in der Bundesrepublik. Der Neubeginn war schwierig; die größte Not linderte das 1952 verabschiedete Lastenausgleichsgesetz. Neben dem materiellen mussten die Vertriebenen auch den emotionalen Verlust der Heimat sowie die traumatischen Erfahrungen von Flucht und Vertreibung auffangen. Patenschaften auf Stadt-, Kreis- und Landesebene sendeten ein politisches Signal. Ein Höhepunkt dieses Ausstellungsteils ist die Pyritzer Heimatstube, die im hessischen Korbach die Erinnerung an die pommerische Heimat wachhielt. Darin werden auch die verschiedenen Bewältigungsstrategien mit dem Verlust nachvollziehbar: durch Rekonstruktion zahlreicher Stadtmodelle oder des väterlichen Bauernhofs oder das Anfertigen der typischen Weizackertrachten.

Pommern in der DDR

Der größte Teil Vorpommerns gehörte nach 1945 zur DDR. In der Ausstellung wird über solch einschneidende Ereignisse wie die für Pommern besonders prägende Enteignung des Großgrundbesitzes berichtet. Zu sehen sind die Einrichtungsgegenstände einer im Zuge der „Aktion Rose“ enteigneten Pension auf Rügen, die Schalttafel eines Reaktorblocks des KKW Nord oder den Kompass, der auf einem gescheiterten Fluchtversuch über die Ostsee Verwendung fand. In eigens für die Ausstellung aufgenommenen Zeitzeugeninterviews werden Berichte aus dem Alltag zugänglich gemacht.

Das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit einer historisch gewachsenen Region geriet sowohl im deutsch verbliebenen Teil Vorpommerns in der DDR wie auch im volkspolnischen „Westpommern“ immer mehr in die Defensive. Der Name Pommern selbst war politisch nicht mehr gewollt. Es werden die Brüche und Kontinuitäten auf beiden Seiten der Grenze vor Augen geführt.



Ein Blick in die modernen Ausstellungsräume des Pommerschen Landesmuseums.

Pommern in der Volksrepublik Polen

Der dritte Erzählstrang betrifft Hinterpommern und einen Teil Vorpommerns mit der Hauptstadt Stettin. Nach der Übernahme durch die polnische Verwaltung fanden hier viele Neusiedler etwa aus allen Teilen Polens, aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten sowie auch binnenvertriebene Ukrainer wie die galizischen Volksstämme der Lemken und Bojken, die 1947 in der „Aktion Weichsel“ aus den polnischen Karpaten vertrieben wurden, eine neue Heimat. Eine große Herausforderung stellte der Wiederaufbau des stark zerstörten Landes dar. Dabei griff man häufig auf vorhandene Strukturen zurück. Gezeigt wird das Motorrad „Junak“, die polnische Harley Davidson, die in den Hallen der ehemaligen Stoewer-Werke in Stettin produziert wurde. Zentral ist die Darstellung der politischen Erhebungen im Dezember 1970 sowie des Aufkommens der Solidarność im August 1980, denen ein eigener Raum gewidmet ist. Die Konzeption dieses Ausstellungsabschnitts stammt von polnischen Historikern.

Am Ende der Ausstellung findet sich der Besucher in einer Projektion der einzigartigen Landschaft der Region wieder. Pommern – Pomorze – Das Land am Meer.

Informationen zum Museumsbesuch

Pommersches Landesmuseum

Rakower Straße 9

17489 Greifswald

geöffnet: Di–So 10–18 Uhr

Telefon: 03834-83120

Mail: info@pommerscheslandesmuseum.de

www.pommersches-landesmuseum.de



Blick in die Ausstellung des Pommerschen Landesmuseums.

Foto: Hans Zaglitsch

MORITZ GRAF STRACHWITZ, 200. GEBURTSTAG



Geboren am 13. März 1822 zu Peterwitz in Niederschlesien, gestorben am 11. Dezember 1847 in Wien. Erneuerer der Ballade, gilt als Schlesiens größter Balladendichter, wirkte auf Fontane, Liliencron, Börries von Münchhausen, wie aus deren Selbstzeugnissen zu entnehmen ist. Seine berühmtesten Balladen: „Das Herz von Douglas“, „Helges Treue“. Werke: Lieder eines Erwachen, 1843. Gesamtausgabe, Breslau 1878; Sämtliche Lieder und Balladen, Berlin 1912.

HERRN WINFREDS MEERFAHRT

Herr Winfred fuhr auf schwarzem Schiff,
Er wollte fahren nach Islands Riff,
Er wollte holen die Braut zur See,
Das bracht ihm gräßliches Todesweh;
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred hoch am Maste stand,
Er trug ein funkelndes Stahlgewand,
Das blitzte hinunter und strahlt und glimmt,
Die Nixe auf brausender Welle schwimmt;
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

„Herr Winfred, komm in mein Schlößlein blau!
Ich will dich letzten mit Perlentau;
Du hast einen Helm von Golde klar,
Viel goldner flutet dein Lockenpaar.“

Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred sprach: „Du falsches Bild!
Ich mag nicht tauchen ins Meerfeld,
Du hast einen Leib, halb Maid, halb Fisch,
Und wohnst in kochendem Strudelgezisch.“
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde die Fei zur Wog' in Hast
Und leckte hinauf am schwarzen Mast,
Wollt lecken hinab den Ritter gut;
Der stand und lachte im trotzigem Mut -
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde die Fei ein grimmer Nord,
Schlug brüllend an Bug und Steuerbord,
Sie schlug den Mast in Stücke drei,
Herr Winfred stand und lachte dabei —
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde zum Fische die schöne Fei,
Und schwamm an dem Schiffe und war ein Hai,
Sie sah wohl hinauf mit dem Aug' voll Wut,
Herr Winfred gerann sein Herzensblut —
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Und er schwang den Speer um das Haupt im Flug,
Und er schoß ihn im Zorn durch des Tieres Bug,
Und als es zuckt' in des Todes Qual,
Da sah es hinauf zum letzten Mal —
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Und als ihn der Blick der Feie fund,
Da ward Herr Winfred ein Stein zur Stund,
Und als sie erfaßte des Auges Bann,

Da ward zu Steine so Maus als Mann —
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da ward zu Steine so Mast als Kiel
Und stand als Felsen im Wellenspiel.
Noch steht Herr Winfred und schaut vom Bord,
Und ewig funkelt das Auge dort;
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

STROPHEN AUS BALLADEN

Ins Grüne ritt Herr Edelfried,
Es blühte sein Mund im Scherze,
Ihm unterm Sattel tanzte sein Roß
Und innen tanzte sein Herze.
(Der Elfenring)

Die Schwalbe, die unten im Sturme glitt,
Sie holte ihn nimmer ein,
Der Sturm, der oben auf Wolken ritt,
Keucht` ächzend hinterdrein.
(Das Elfenroß)

Das ist ein guter Harfner traun,
Der in des Todes Weh,
Wenn man die Finger ihm abgehaun,
Noch harft mit seiner Zeh`.
(Ein anderer Orpheus)

Zehntausend Lanzen funkelten rechts,
Zehntausend schimmerten links,
Allah, il Allah! scholl es rechts,
Il Allah! scholl es links.
(Das Herz von Douglas)

KÖNIGSBERGER GENIE IN SCHLESISIEN UND POLEN

Ein spezieller Blick auf das E. T. A.-Hoffmann-Jahr 2022

Klaus Weigelt

Es gibt wenige Menschen mit wirklich herausragenden Begabungen und Talenten. Als normaler Mensch kann man sich schon glücklich schätzen, wenn man einigermaßen technisch oder sprachbegabt ist, wenn man praktische Veranlagungen hat oder ein sicheres Organisationstalent. Im Künstlerischen wird es noch schwieriger, falls man überhaupt in diesem Bereich etwas an Fähigkeiten aufzuweisen hat, in der Musik, der Malerei oder der Schriftstellerei. Da bringen es nur wenige Menschen auf ein hohes Niveau oder gar zu einer Meisterschaft wie große Komponisten, Maler oder Dichter.

Was aber höchst selten begegnet, ist der Ausnahmefall eines Genies, ein Künstler, der mehrere Fähigkeiten in sich vereinigt und sein Leben lang mit sich selbst ringen muss, um die Form zu finden, in der sich sein Genie, noch dazu gemessen an seinem eigenen kritisch-skeptischen Geist, am vollkommensten verwirklicht. Ein solcher Ausnahmekünstler war der Königsberger Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann (1776-1822), der in seinem Leben als Musiker, Maler und Schriftsteller brillierte und zudem noch in seiner beachtlichen juristischen Karriere im preußischen Staatsdienst Erfolg hatte.



E. T. A. Hoffmann, anonymes Bildnis, Alte Nationalgalerie, Berlin, gemeinfrei

Schwierige Kindheit und Lebensumstände

Dabei waren die Lebensumstände Hoffmanns – familiär, beruflich, künstlerisch, politisch – und die historische Situation, in der er lebte, nicht gerade förderlich für die Entfaltung seiner reichen Gaben. Sein Leben wurde unmittelbar beeinflusst von den polnischen Teilungen 1793 und 1795 durch das russische Zarenreich, die Habsburger Monarchie und Preußen, sowie durch die europäischen Feldzüge Napoleons 1806/1807 und 1812/1813. Nur aus diesen Rahmenbedingungen lässt sich erklären, warum Hoffmann lange Jahre preußischer Beamter in Polen war und warum er erst in seinen letzten Lebensjahren in Berlin ab 1814 zu Ruhm und Ehre gelangte.

Der im preußischen Königsberg am 26. Januar 1776 geborene Hoffmann hatte keine behütete Kindheit. Seine Eltern trennten sich, der zweijährige Ernst wuchs in der Doerfferschen Familie von Großmutter und Mutter auf. Zehn Jahre besuchte er die reformierte Burgschule am Schlossteich. Schon in dieser Zeit lernte er den ein Jahr älteren Theodor Georg Hippel (1775-1843) kennen, einen Pfarrerssohn und Neffen des bekannten Stadtpräsidenten, Staatsmannes und Schriftstellers gleichen Namens (1741-1796), der ihn 1786 adoptierte. 1799 wird die Familie Hippel geadelt, und Theodor entschwindet als Junker mit Gutsbesitz in entfernte gesellschaftliche Höhen. Dennoch bleibt die Freundschaft zwischen den beiden trotz mancher Probleme lebenslang bestehen. 1813 wird von Hippel im Auftrage Friedrich Wilhelms III. den bekannten Aufruf „An mein Volk“, den Auftakt der Befreiungskriege, verfassen.

Schon während seiner Schulzeit erhielt Hoffmann Musikunterricht bei dem bekannten Domorganisten Christian Podbielski (1741-1792) und Zeichenunterricht bei dem Maler Gottlieb Saemann. Ab 1792 studierte er Jura an der Königsberger Universität Albertina und legte 1795 sein erstes Examen ab. Er wird Auskultator (Zuhörer) bei Gericht, nimmt also eine unbezahlte erste Stelle für Juristen nach dem Studium ein. Er schreibt an ersten Romanen, deren Manuskripte verschollen sind, und liest Klassiker wie Shakespeare, Jean Paul, Sterne und Rousseau. Das Erlebnis von Mozarts Oper *Don Giovanni* regt ihn zu seiner Erzählung *Don Juan* an.

In Glogau und im Riesengebirge

Mit der Übersiedlung nach Glogau 1796 zu seinem Patenonkel, dem Regierungsrat Johann Ludwig Doerffer, begann die erste von vier Zeiten, die Hoffmann insgesamt fast zehn Jahre lang überwiegend in Schlesien und Polen verbringen wird. Neben seiner juristischen Tätigkeit widmet er seine Zeit mit dem Maler Aloys Molinary dem Ausmalen der Jesuitenkirche, eine Tätigkeit, die zwanzig Jahre später 1816 in Berlin literarische Gestalt in *Die Jesuitenkirche in G.* findet. Außerdem macht Hoffmann Bekanntschaft mit dem Schriftsteller Julius von Voß (1768-1832), von dem eine Federzeichnung Hoffmanns überliefert ist, und dem Beamten und Komponisten Johannes Hampe.

In diesen Jahren starben kurz hintereinander Mutter und Vater. Außerdem endete Hoffmanns erste große, in Königsberg zum Skandal gewordene Liebe zu seiner Musikschülerin Dora Hatt, die neun Jahre älter und verheiratet war und fünf Kinder hatte. Er verlobte sich mit seiner Cousine Minna (Sophie Wilhelmine Constantine) Doerffer, löste diese Bindung aber vier Jahre später wieder auf, um die Polin Michaelina Rorer-Trzinska (Mitscha) zu heiraten. Trotz weiterer Liebesabenteuer, wie in Bamberg, hielt Hoffmanns Ehe lebenslang.

1798 legte Hoffmann sein zweites juristisches Examen ab und wurde Referendar am Berliner Kammergericht. Zuvor unternahm er seine erste Reise ins Riesengebirge, zusammen mit dem Freund seines Onkels, Oberamtsregierungsrat F. G. Jagwitz, seinen Examinator. In Warmbrunn lockt dieser Hoffmann im Casino an den Spieltisch, offenbar mit Erfolg. Nach dieser Erfahrung trennt sich Hoffmann von Jagwitz. Die Weiterreise über Dresden nach Berlin kann er aus Spielgewinnen finanzieren.

Hang zum Glücksspiel und zum Wein

Nadja Krakowski hat 2011 in ihrer Bachelorarbeit „Das Glücksspiel erzählen“ die Erzählung *Spielerglück* (1819) von Hoffmann und den Roman *Der Spieler* (1866) von Dostojewski verglichen. Auffällig ist, dass Hoffmann, auch als er in Berlin später gute Einkünfte aus Publikationen hatte, immer unter Geldnot litt. Seine Liebe zum Wein verband er dort bei „Lutter und

Wegner“, seinem Stammlokal, mit dem Spiel, an dem sich, wie auch bei seiner letzten Reise nach Warmbrunn 1819, die gleichen Freunde versammelten: d’Elpons, ein stadtbekannter Glücksritter wie Julius von Voß, der schon in Glogau als Spieler berüchtigt war, der Berliner Lüttwitz und besagter Jagwitz.

Rüdiger Safranski schreibt in seiner großen Hoffmann-Biographie: „Es gibt in Hoffmanns Leben eine sehr verborgene Spur der Spielleidenschaft.“ Aber diese Spur war wohl recht nachhaltig, wenn auch nicht so zerstörerisch wie bei Dostojewski (1821-1881). Sie begleitete Hoffmanns wildes Leben in seinen weinseligen Nächten, während er sich tagsüber neben seiner juristischen Arbeit musikalischen Kompositionen und der Dichtung widmete. Eine klare Linie seiner künstlerischen Entfaltung ist in diesen Jahren bis 1800 noch nicht zu erkennen.

Immerhin legte er 1800 sein drittes juristisches Examen ab und wurde als Regierungs-Assessor an die Preußische Regierung in Posen berufen, das seit 1793 preußische Provinzialhauptstadt war. Auch hier widmete sich Hoffmann zwei Jahre lang fast ausschließlich der Musik. Eine *Cantate zur Feier des neuen Jahrhunderts* kommt am 31. Dezember 1800 zur Aufführung; das Singspiel *Scherz, List und Rache* nach einer Vorlage von Johann Wolfgang von Goethe lässt Jean Paul, den er in Berlin kennen gelernt hat, mit einer Empfehlung Goethe zukommen. Der reagiert aber nicht.

Von Goethe verkannt

Vielmehr bleibt Goethe, auch als Hoffmann längst ein anerkannter Schriftsteller in Berlin ist, bei seiner kritischen Grundhaltung: „Denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke des leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend-fördernde Neuigkeiten gesunden Gemüthern eingimpft worden.“ – Bis auf diese Skepsis Goethes und einiger Klassiker bekam Hoffmann überwiegend positive und teilweise enthusiastische Kritiken.

In Posen gelingt Hoffmann ein besonderer „Erfolg“ als Zeichner, denn seine Karnevals-Karikaturen einiger Spitzen der Gesellschaft, hohe Beamte und Militärs, entfachen einen Skandal. Eine Beschwerde in Berlin führt

zu einer Strafversetzung Hoffmanns nach Plock, einer Kleinstadt an der Weichsel, Provinzialhauptstadt von Neustpreußen, immerhin als Staatsrat. Zusammen mit seiner Frau Mischa zieht er also in die tiefe Provinz, wo er das *Plocker Tagebuch* (1803/1804) schreibt, ein eindringliches Dokument, das seine Situation als die eines zwischen Beamten- und Künstlerdasein gespaltenen Genies beschreibt.

In Plock schreibt er auch einen Essay über die Rolle von Chor und Musik im Drama unter dem Titel *Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt*, der 1803 in der Berliner Zeitschrift *Der Freimütige* erscheint. Hoffmann freut sich über seine erste literarische Veröffentlichung. Erfolglos indessen beteiligt er sich an einem vom Berliner Dramatiker August von Kotzebue (1761-1819) ausgeschriebenen Lustspiel-Wettbewerb, und es gelingt ihm auch nicht, sich in eine westliche preußische Provinz versetzen zu lassen.

Glücklichste Jahre in Warschau

Schließlich wird Hoffmann im Frühjahr 1804 als Regierungsrat bei der Södpfeußischen Regierung nach Warschau versetzt. Auch hier widmet er sich der Musik und komponiert das zweiaktige Singspiel *Die lustigen Musikanten*, nach einem Text von Clemens von Brentano (1778-1842). Zum ersten Mal nennt sich Hoffmann auf dem Titelblatt der Partitur „Amadeus“. Die lange Beschäftigung mit der Musik in Glogau, Posen, Plock und jetzt Warschau lässt seine Verehrung für Mozart in den eigenen Namen einfließen. Rückblickend nennt Hoffmann die Zeit in Warschau seine glücklichsten Jahre.

In Warschau lernt Hoffmann seinen Königsberger Landsmann Zacharias Werner (1768-1823) kennen, für dessen Stück *Kreuz an der Ostsee* er die Bühnenmusik komponiert. In Warschau werden auch seine *lustigen Musikanten* aufgeführt, und er beteiligt sich an der Gründung der „Musikalischen Gesellschaft“. Diese erwirbt das Mniszezsche Palais, dessen Inneneinrichtung Hoffmann gestaltet und mehrere Räume eigenhändig ausmalt. Neben dem Musiker kommt in Warschau also auch der Maler Hoffmann wieder zu Ehren. Als Höhepunkt kann er seine eigene Es-Dur Symphonie bei der feierlichen Eröffnung des Mniszezschen Palais dirigieren.

Mit dem Einmarsch der Franzosen Ende November 1806 in Warschau werden die preußischen Behörden aufgelöst und Hoffmann stellungslos. Er schickt seine Mischea und die 1805 geborene Tochter Cäcilia (+1807) zu Verwandten nach Posen und bleibt zunächst in Warschau. Als Hoffmann den Eid auf Napoleon verweigert, muss er nach Berlin ausweichen, wo seine Not- und Hungerjahre beginnen.

Erste Werke in Berlin

Es folgen fünf Jahre in Bamberg, Dresden und Leipzig, die Hoffmann überwiegend dem Theater und der Oper widmet. Immer wieder ist er auch in Berlin, bis er dort 1814 endgültig heimisch wird und seine literarischen Erfolge beginnen als Autor von Taschenbuch- und Almanach Erzählungen. Er beendet das Märchen *Der goldene Topf* (1814) und arbeitet an dem Roman *Die Elixiere des Teufels* (1815/1816), die ersten beiden Bände der *Fanta-*



Safranski, Rüdiger: E.T.A. Hoffmann, *Das Leben eines skeptischen Phantasten*
Urheber, 544 Seiten, Fischer Verlag 2000



Durchflug – E.T.A. Hoffmann, *Ein Lesebuch von Peter Lachmann*, 328 Seiten, Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam.

siestücke erscheinen. Er beendet die Erzählung *Das Fräulein Scuderi* (1818) und erwirbt einen Kater, dem er den Namen „Murr“ gibt.

Er wird, wenn auch zunächst ohne Gehalt, wieder in den Staatsdienst übernommen und 1816 zum Kammergerichtsrat mit Gehalt ernannt. Dort gilt er als brillanter Richter. Er lernt Clemens von Brentano und Joseph von Eichendorff (1788-1857) kennen und freundet sich mit Carl Maria von Weber (1786-1826) an.

Rüdiger Safranski hat diese Jahre in seiner umfassenden Biographie detailliert beschrieben. Hier wird der Blick noch einmal nach Schlesien gerichtet. Im Sommer 1819 verbringt Hoffmann wegen einer schweren Erkrankung mit seiner Frau einen Erholungsurlaub in Warmbrunn. Diese Reise nach Schlesien ist seine letzte und zugleich seine am besten bezeugte, hat Hoffmann doch drei literarische Briefe hinterlassen, denen viele Impressionen des preußischen Arkadien zu entnehmen sind, das für die heutige Zeit Hans-Dieter Rutsch so treffend beschrieben hat. Der in Gleiwitz geborene deutsch-polnische Dichter und Essayist Peter Lachmann hat Hoffmanns Briefe aus dem Riesengebirge in seinem Lesebuch *Durchflug* dokumentiert, in dem er sich Hoffmanns Leben in Schlesien widmet.

Drei Briefe aus Schlesien

Die Adressatin des ersten Briefes aus Hirschberg im Juli 1819 ist aus dem Kontext nicht zu erschließen. Fiktive und nur halbwegs autobiographische Elemente kennzeichnen den Brief als literarische Gattung, wie auch das nachfolgende Panorama eines Sommermorgens erkennen lässt:

„Der Frühmorgen war trübe und neblig gewesen, doch eben erhob sich der Morgenwind und rauschte mit seinen gewaltigen Schwingen und trieb die Wolken vor sich her, bis sie sich hinstürzten in den tiefen Abgrund. Und immer feuriger und feuriger schimmerten die Sonnenstrahlen auf hoch im Osten, und zerrissen die grauen feuchten Nebelschleier, welche in dunstigen Flocken hinabsanken. Der mächtige Riesenkamm erhob stolz seine zackig gekrönten Häupter und immer mehr und mehr entfalteten sich die bunten Kleider seiner Berge. Oben, mitten im tiefen Blau, blendendes Weiß, noch von dem Überwurf her, den sie im Winter getragen, unten duftiges Violett der Wälder, weiter hinab grünläzendes Gold der Täler!“.

– Hier spricht der Dichter, und man sieht ein Bild des Malers Hoffmann.

Der zweite Brief aus Warmbrunn im August ist wohl an Hoffmanns Freund Theodor von Hippel gerichtet, dem er schon 1798 ein geheimes Versprechen gegeben hatte, ihm ein *ReiseJournal* in Form von Briefen zuzusenden, von dem allerdings nur dieser bekannt ist. Wieder zeigt sich Hoffmann, in diesem Falle eher beeinträchtigt von der ihn umgebenden Natur:

„Die ganze Nacht hindurch besprachen sich die Berggeister mit den Sturmwinden in solchen wunderbarlich pfeifenden, donnernden Tönen, daß nichts Gutes zu erwarten stand, und wirklich goß am anderen Morgen der Regen in vollen Strömen herab. Dabei stürmte es heftig, und die Luft war unausstehlich rau, so dass man sich nach wärmendem Kaminfeuer sehnte.“ – Das Wetter ist so schlecht, dass Hoffmann weder lesen noch literarisch arbeiten kann.

Der dritte Brief ist aus Warmbrunn im August an die Sängerin Johanna Eunike gerichtet, die Hoffmanns *Undine* verkörperte und deren Gesang ihn bezauberte, speziell die Arie aus dem zweiten Akt *Morgen so hell*, die im Brief als *Romanze* eine wichtige Rolle spielt. Der Berliner Generalintendant Brühl hatte Hoffmanns Oper *Undine* angenommen, und sie war im August 1816 uraufgeführt worden. Die Bühnen-Dekorationen stammten von Karl Friedrich Schinkel (1781-1841). – In seinem Brief macht Hoffmann seiner verehrten Künstlerkollegin eine Reise ins Riesengebirge schmackhaft:

„Es gibt jetzt beinahe eben so viele Pilgerinnen, als es sonst Pilger gab, welches daher rührt, daß man jetzt überall Vorrichtungen antrifft, um solche Stellen, die sonst selbst Männern mühevoll, ja sogar gefährlich zu erklettern schienen, Frauenzimmern, die nicht nervenschwach oder präziös sind, wie Sie, teure Johanna! es nun eben gar nicht sind und nicht sein mögen, ganz zugänglich machen. – Wird der Weg nur einigermaßen un bequem oder fühlen Sie sich müde, so setzen Sie sich in einen bequemen, zwischen zwei Stangen, wie eine Sänfte, befestigten Lehnssessel, und die Träger hüpfen sicher und leicht, Berg ab, Berg an, über die Felsen hinweg. Öfters finden sich große Gesellschaften, die die Gebirgswanderungen zusammen machen, und da sieht es beinahe abenteuerlich aus, wenn eine lange Reihe Tragsessel mit Frauenzimmern, die die bunten Sonnenschirme über den Köpfen ausgespannt haben, in der Ferne durch ein Tal zieht oder einen Berg hinansteigt.“

Querelen am Lebensabend

Gut erholt kehrt Hoffmann nach Berlin zurück und arbeitet dort an den *Lebensansichten des Katers Murr* (zwei Bände: 1819 und 1821), der *Prinzessin Brambilla* und dem dritten Band der *Serapionsbrüder*. Sein Kater stirbt Ende November 1821.

Überschattet wird Hoffmanns literarische Arbeit durch sein berufliches Engagement. Er gerät in den Streit zwischen der Immediat-Kommission mit der preußischen Regierung wegen des verhafteten Turnvaters Jahn, dessen Beleidigungsklage gegen den Polizeichef von Kamptz von Hoffmann vertreten wird. Er legt ein umfassendes Votum für die Freilassung des Turnvaters vor (1820) und wird im Herbst 1821 von Friedrich Wilhelm III. in den Oberappellationssenat des Kammergerichts berufen, eine Beförderung, die ihm mehr Zeit und Geld einbringt. Gleichzeitig gerät Hoffmann in Konflikt mit den Polizeibehörden Preußens: Kamptz sieht die Vorwürfe wegen Verhöhnung der Demagogenverfolgung und Verrat von Amtsgeheimnissen durch den Roman *Meister Floh* als erwiesen an und fordert eine strenge Bestrafung des Dichters.

Hoffmanns letztes Werk *Meister Floh* erscheint im April 1822 nur in verstümmelter Form und wird erst 1908 vollständig publiziert. Der Dichter war Anfang 1822 schwer erkrankt, die preußische Regierung hatte die Beschlagnahme des bis jetzt fertigen Manuskripts des *Meister Floh* und der Korrespondenz mit dem Verleger veranlasst, und so war Hoffmann, bereits weitgehend gelähmt, gezwungen, seine letzten Texte und sein Testament zu diktieren, während sein Freund Hippel eine Verschiebung der angeordneten Vernehmung Hoffmanns erwirkte, zu der es nicht mehr kam. – Am 25. Juni 1822, die Lähmung hatte den Hals erreicht, stirbt Hoffmann gegen 11 Uhr vormittags.

Leben und Werk des vielseitigen, aber auch problematischen Genies Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, dieses *skeptischen Phantasten* (Safranski), bleiben auch 200 Jahre nach seinem Tod ein großer Schatz europäischer Kultur, der vor allem den literarischen deutsch-polnischen Dialog dauerhaft bereichern kann.

PATRIOTISCH, FREIHEITLICH, KATHOLISCH

Vor 25 Jahren starb der Oberschlesier Herbert Czaja

Alfred Theisen

Herbert Hupka und Herbert Czaja waren als bekannteste Repräsentanten der deutschen Vertriebenen bis zum Fall der Mauer 1989 die „beliebtesten“ Zielscheiben der Revanchismus-Kampagnen aus den Propagandazentralen im ehemaligen sowjetischen Machtbereich. Getreu dem Motto „Schmutz bleibt kleben“ werden sie völlig zu Unrecht lange und in manchen Kreisen bis heute als europafeindliche, revisionistische Nationalisten verteufelt. Doch beide waren eher honorige, belesene und mehrsprachige Intellektuelle als Politiker, die allein schon aufgrund ihrer christlichen Grundüberzeugungen und ihrer eigenen Erfahrungen mit nationalsozialistischen und kommunistischen Systemen gegen totalitäres Denken immun waren. Als Demokraten und Patrioten bekehrten sie vor 1989 hartnäckig weiter gegen stalinistisches Unrecht auf, als andere sich längst mit der Sowjetunion abgefunden hatten und die Wiedervereinigung zum Beispiel als „Lebenslüge“ der damaligen Bundesrepublik Deutschland bezeichneten.



Jahrzehnte im Bundestag

Vor 25 Jahren, am 18. April 1997, erlag am Stuttgarter Bahnhof Dr. Herbert Czaja einem Herzinfarkt. Er war auf dem Weg zu einer Tagung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Bonn, um noch am Abend des gleichen Tages zu einer Buchvorstellung nach Dresden weiterzufahren. Dieser Tod war signifikant für das bis zuletzt rastlose und unermüdliche

Wirken dieses Oberschlesiers, der von 1953 bis 1990 Bundestagsabgeordneter (CDU), von 1970 bis 1994 Präsident des Bundes der Vertriebenen (BdV), seit 1969 ununterbrochen Sprecher seiner Landsmannschaft der Oberschlesier und seit 1974 bis zuletzt Vorsitzender des Kuratoriums der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen gewesen war. 42 Jahre, von 1948 bis 1990 war Czaja zudem gewähltes Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK). Hier fanden Probleme der Heimatvertriebenen, Fragen der Menschenrechte, Aufgaben der Völkerverständigung und des Lebensschutzes sein besonderes Interesse.

Memoiren im eigentlichen Sinne hat er leider nicht hinterlassen; sein 1996 erschienenes opus magnum „Unterwegs zum kleinsten Deutschland? Marginalien zu 50 Jahren Ostpolitik“ (1010 Seiten!) hatte er dezidiert nicht als Erinnerungsbuch verstanden wissen wollen. Persönliches floss nur ein, wenn es sich mit den beschriebenen und analysierten ost- und deutschlandpolitischen (Fehl-) Entwicklungen kreuzte oder berührte.

Geboren in Teschen

Herbert Czaja wurde wenige Wochen nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 als Sohn des k. u. k. Notars Albert Czaja und seiner Frau Luise in Teschen geboren, also in jenem nach den Schlesischen Kriegen bei Österreich verbliebenen Teil Schlesiens und somit noch als „Untertan“ Kaiser Franz Josefs. In der Kleinstadt Skotschau an der Weichsel im oberschlesischen Winkel der k.u.k. Monarchie mit ihrem nicht spannungsfreien, aber fruchtbaren Nebeneinander von Deutschen, Tschechen („Mährer“), Polen, Juden und einer besonderen Art von österreichfreundlichen sogenannten Schlonsaken wuchs Herbert Czaja auf. Nach dem Zerfall des Habsburgerreiches 1918/19 wurde Österreichisch-Ostschlesien nach militärischen Kämpfen zwischen der Tschechoslowakei und Polen aufgeteilt, und die damaligen Schießereien zwischen Tschechen und Polen gehörten zu den ersten Kindheitserinnerungen Herbert Czajas. Die Familie lebte in der an Polen gefallenem Hälfte des Teschener Landes.

Diese Herkunft aus einem zwischen Völkern und Staaten seit langem umkämpften Grenz- und Übergangsland hat schon früh Czajas hohes Problembewusstsein für Volksgruppen- und Minderheitenfragen und für die Notwendigkeit eines umfassenden und garantierten Schutzsystems geprägt.

Dass es daran unter der Regie des Völkerbundes in den 20er und 30er Jahren fehlte, war für ihn mitverantwortlich für die späteren Verwerfungen.

Er selber als Angehöriger der recht heterogenen deutschen Volksgruppe in der II. Polnischen Republik, zu der die nicht wie 700.000 andere schon in den 20er Jahren vertriebenen und verdrängten Westpreußen, die Deutschen in Mittelpolen und in West-Wolhynien und eben auch die Ost-Oberschlesier gehörten, engagierte sich schon früh in der katholisch geprägten Deutschen Christlichen Volkspartei (DCSV) unter Senator Eduard Pant, die der reichsdeutschen Zentrumspartei nahe stand.

Promotion in Krakau

Nach seinem Studium in Wien und Krakau 1939 wurde Czaja mit einer Arbeit über Stefan George und seinen Kreis an der Krakauer Jagiellonen-Universität zum Dr. phil. promoviert. Aus seiner Krakauer Zeit berichtete Czaja: „...Bis 1939 kam man in Ostoberschlesien wegen des Auftretens gegen den Nationalsozialismus oder wegen kritischer Haltung zur Diktatur im Reich nicht ins KZ. Allerdings konnte man zwischen zwei Stühle geraten: Von polnischer Seite wurden die Deutschen meist ohne Rücksicht, wozu sie politisch zählten, diffamiert und diskriminiert, sehr oft der Arbeit, Unterstützung oder der Einhaltung des Berufsweges beraubt. Von hundertprozentigen Nationalsozialisten wurden dagegen verdiente Deutsche, die sich gegen die Diktatur stellten, als Volksverräter auch öffentlich diffamiert...

Ein Erlebnis aus meiner Krakauer Studienzeit nach 1937: Im ersten Trimester kam ich dort auch mit vielen jungen polnischen Jesuiten zusammen. Diese waren ebenso wie die in dem von Pater Maximilian Kolbe geleiteten Verlag erscheinende Massenzeitung ‚Das kleine Blatt‘ vom Nationalsozialismus begeistert und meinten, dass er in Deutschland Ordnung gegenüber Missständen schaffe. Vergebens habe ich in stundenlangen Diskussionen versucht, diese Jesuiten zu warnen. Sicherlich sind manche von ihnen später im KZ oder in den Kerkern zu Tode gekommen...“

„fließend zweisprachig“

Es folgten auch für Czaja die Kriegsjahre. Zum NS-Regime wahrte er Distanz. Weil er sich weigerte, in die NSDAP einzutreten, konnte er in Zakopane

und Przemyśl nur als Hilfslehrer arbeiten. 1942 wurde er zur Wehrmacht eingezogen. 1943 verlor er bei einer schweren Verwundung in Russland ein Auge. Sein polnischer „Doktorvater“, Professor Kleczkowski, bot Czaja nach dem Zusammenbruch 1945 in Krakau an, eine Dozentur zu übernehmen; Voraussetzung hierfür wäre unter den neuen Bedingungen gewesen, sich zum Polentum zu bekennen und entsprechend zu „optieren“. Czaja – fließend zweisprachig – lehnte das ab und wurde 1946 aus seiner Heimat ausgewiesen – wie Millionen andere auch, die im Regelfall nicht einmal eine Optionsfreiheit hatten. Bei allem Respekt vor den polnischen Nachbarn wollte er seine deutsche Herkunft und Identität nicht aufgeben. Dennoch blieb er über all die Jahre in freundschaftlichem Kontakt zu früheren polnischen Kommilitonen und Universitätskollegen. 1946 in Stuttgart angelangt, gehörte er schon 1947 dem dortigen Stadtrat an und wurde 1953 für die CDU in den Bundestag gewählt, wo er sich anfangs verstärkt um die sozialen und wirtschaftlichen Aspekte der Eingliederung der Vertriebenen kümmerte. Früh erkannte er, dass unbedachte Versuche der Radikalisierung den Heimatvertriebenen schaden und die junge Bundesrepublik gefährden würden.

Anwalt der Vertriebenen

Denn sein Herzensanliegen blieb immer das Schicksal der vertriebenen und der in den Heimatgebieten verbliebenen Deutschen im Osten; mehr als zwei Drittel von ihnen waren nicht aus irgendwelchen fremden Ländern, sondern aus einem Teil Deutschlands in die anderen vertrieben worden, aus dem Gebiet der durch das Versailler Diktat (1919) schon amputierten Weimarer Republik „ohne einen Quadratmeter der Eroberungen Hitlers“, wie zu betonen Czaja nicht müde wurde.

1969 schrieb er in seinem Buch „Ausgleich mit Osteuropa“: „Ist nach der zerstörten Ordnung ein beiderseits tragbarer Ausgleich möglich und denkbar? Ein Ausgleich, der dem Gemeinwohl der Völker entspricht, der aber auch lebenswichtige Interessen des eigenen Volkes achtet? Ein Ausgleich, zu dem nach harten Überlegungen und nicht ohne Opfer die Nachbarn und wir nach längeren Fristen vielleicht doch ein befreiendes Ja in Freiheit sprechen können? Weder eine totale Kapitulation bezüglich berechtigter deutscher Interessen noch die totale Erfüllung der slawischen – z.B. der polnischen – Visionen und deutscher extremer Ziele dürften zu einem dauerhaften Frie-

den führen. Wenn es ein dauerhafter Ausgleich sein soll, dann kann es auch nicht um das leichtfertige Sich-Abfinden mit dem Augenblick oder sogar mit einem Status quo minus, aber auch nicht nur um einen Status quo majus gehen.“ In den frühen 70er Jahren war er in den Auseinandersetzungen um die Verträge mit der Sowjetunion und deren „Volksrepublik“ Polen (1970/72) einer der leidenschaftlichsten Streiter für eine deutsche Ostpolitik, die den kommunistischen Diktaturen keine Freibriefe ausstellte und sich nicht deren annexionistischen Maximalvorstellungen beugte.

Gegen Grenzvertrag mit Kommunisten

Maßgebend hat Czaja im Hintergrund mit hingewirkt auf den Maßstäbe setzenden Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom 7.7.1975, dem zufolge dem Warschauer Vertrag „nicht die Wirkung beigemessen werden (könne), dass die Gebiete östlich von Oder und Neiße mit dem Inkrafttreten der Ostverträge aus der rechtlichen Zugehörigkeit zu Deutschland entlassen und der Souveränität der Sowjetunion und Polens endgültig unterstellt worden seien.“ Dies war ein rechtlich gesetzter deutschlandpolitischer Markstein, der bis 1990 unverrückbar blieb.

Dabei war auch Czaja bewusst, dass unmöglich alles rückgängig gemacht werden konnte, was seit 1945 geschehen war. Oft stellte er fest, es könne nicht mehr alles so werden, wie es war, doch es dürfe auch nicht alles so bleiben, wie es sei. Er verlangte tragfähige und niemanden übervorteilende Kompromisslösungen, die mit den kommunistischen Regimen nicht zu erreichen waren. So mussten bis zu dem dann schließlich erfolgten totalen Umsturz der Verhältnisse in Ostmitteleuropa alle Optionen rechtlich und politisch offengehalten werden.

Mut zum Ausgleich

Im Herbst 1993 erschien in der Zeitschrift der Germanisten der Universität Breslau „Zbliżenia“ auf deren Bitte ein Aufsatz Czajas „Bemerkungen über die deutsch-polnischen Beziehungen“. Dort schrieb er u.a.: „Viele Polen sollten sich auch die ehrliche Frage stellen, wie sie sich verhalten würden, wenn ihnen große Kerngebiete und die durch Jahrhunderte gestaltete Heimat verloren gingen... In Bezug auf ihre Erfahrungen im Osten und in

Litauen erleben viele Polen diese Problematik... Jedenfalls sollten die Polen jene Deutschen ernst nehmen, die ihr Volk, ihre Heimat und ihr eigenes Vaterland lieben. Ist es nicht gefährlich, wenn viele Polen überhaupt nicht begreifen wollen, dass viele Ostdeutsche nicht ohne weiteres ihre Heimat, fast ein Viertel deutscher Kerngebiete und die Massenvertreibung eines Fünftels der deutschen Bevölkerung einfach abhaken? Müssen nicht alle nach den schrecklichen Erlebnissen des Zweiten Weltkrieges, nach den grausamen Diktaturen und der Massenvertreibung den Mut zu einem tragfähigen Kompromiss, den Mut zum Ausgleich und zur Überwindung des Unrechts aufbringen?...“

Nie ein Feind Polens

Zu seinem 80. Geburtstag schrieb Karl Feldmeyer am 5. November 1994 in der „Frankfurter Allgemeine“: „An Kritikern und Gegnern fehlte es Czaja nicht im In- und Ausland. Den Polen galt er als Erzfeind – was er nie war – und im Bundestag galt er vielen als Reaktionär, weil er die Ostverträge Anfang der siebziger Jahre ablehnte wie 1990 die Verträge, mit denen die Bundesregierung im Vollzug der deutschen Wiedervereinigung auf die Ostgebiete verzichtete. Die Härte des politischen Kampfes um ihn stand stets im Gegensatz zu Czajas Wesensart. Er ist der Typus des freundlichen, hilfsbereiten; bisweilen etwas hilflos wirkenden Privatgelehrten, den es nach nichts mehr verlangt als nach Verständigung. Um so bemerkenswerter ist, dass er die Kraft aufbrachte, gegen alle Anfeindungen aus anderen Parteien, aber auch aus seiner eigenen, das zu tun und zu sagen, wozu ihn seine Überzeugung drängte.“

Herbert Czaja hat wie Millionen unserer Landsleute das Unrecht der Vertreibung aus der Heimat am eigenen Leibe erlitten. Trotz dieser bitteren Erfahrung trat er als gläubiger Christ und überzeugter Demokrat stets für Aussöhnung und Ausgleich ein; jeden Gedanken an Haß und Vergeltung lehnte er entschieden ab.“

Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl am 22. April 1997 in einem Nachruf

„EIN GROSSER BISCHOF VON UNBÄNDIGER AKTIVITÄT“

Bischof Maximilian Kaller von Ermland zum 75. Todestag

Doris Tschechne

Bischof Maximilian Kaller wurde am 10. Oktober 1880 als das zweite von acht Kindern einer oberschlesischen Kaufmannsfamilie in Beuthen im oberschlesischen Revier geboren. Nach dem Abitur 1899 studierte er Theologie in Breslau und wurde 1903 zum Priester geweiht. Anschließend war er zunächst Kaplan in Groß-Strehlitz und dann Missionspfarrer auf Rügen. Von 1917 bis 1926 war er Pfarrer an St. Michael, der damals größten und schwierigsten katholischen Gemeinde in Berlin. Hier erwarb er sich bleibende Verdienste durch den Aufbau eines umfassenden Sozialwerks für Arbeits- und Obdachlose sowie eines vorbildlichen Laienapostolats. 1926 wurde er zum Administrator der Apostolischen Administratur Schneidemühl ernannt. 1930 erfolgte die Ernennung zum Bischof von Ermland durch Pius XI.



*Bischof Maximilian Kaller
Foto: Archiv Senfkorn Verlag*

Nach seiner Bischofsweihe in Schneidemühl durch Nuntius Orsenigo, Bischof O'Rourke von Danzig und Weihbischof Hillebrand aus Paderborn hielt er Einzug in seinem Sitz in Frauenburg. Als Wahlspruch wählte er einen Vers aus dem 2. Brief des Paulus an die Korinther: Caritas Christi urget me – Die Liebe Christi drängt mich. 1932 führte er eine Diözesansynode durch, nicht zuletzt um den ermländischen Klerus mit seinen Zielen und Methoden in der Seelsorge vertraut zu machen. Auf seine Initiative wurde in Braunsberg ein Priesterseminar eingerichtet. Von ihm wurde ein

neues Diözesangesangbuch sowie ein Rituale in Latein, Deutsch, Polnisch und Litauisch herausgegeben. Pius XII. ernannte ihn auch zum Apostolischen Visitator der Prälatur Memel.

Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten

Zum Wirken von Bischof Maximilian Kaller im nationalsozialistischen Deutschland schreibt „Wikipedia“: „Kallers Wirken während der NS-Zeit ergibt ein differenziertes Bild. In der Anfangsphase des NS-Staates geriet Kaller mehrfach in Gegensatz zum Regime: So organisierte er Diözesanwallfahrten u. a. nach Dietrichswalde, dem Marienwallfahrtsort der polnischsprachigen Minderheit im Ermland. Kallers Vorgänger Thiel und Bludau hatten eine Teilnahme an derartigen Wallfahrten hingegen stets vermieden. Im September 1934 hielt Kaller die Kirchweihpredigt auf Deutsch und nach der Messe auf Polnisch. Eine im November 1934 auf Polnisch gehaltene Predigt, die mit den Worten „Geliebtes polnisches Volk“ begann, brachte ihm eine Beschwerde des ostpreußischen Gauleiters Erich Koch in Berlin ein.

In einem Hirtenbrief Kallers vom April 1935 heißt es: „Die katholische Kirche Ostpreußens befindet sich zur Zeit in schwerster Bedrängnis. [...] Ein Sturmbefehl der SA fordert zum Austritt aus den katholischen Vereinen auf unter Androhung sofortiger Entlassung. Unsere katholische Aktion ist des Hochverrats beschuldigt.“

Die Auseinandersetzung ging im Jahr 1937 weiter, als zum einen Kallers Hirtenwort zur Fastenzeit beschlagnahmt, sowie zum anderen die Druckerei der *Ermländischen Zeitung* enteignet wurde, nachdem dort 30.000 Exemplare der Enzyklika *Mit brennender Sorge* von Papst Pius XI. gedruckt worden waren.

Im weiteren Verlauf des Jahres 1937 kam es zu Verhaftungen und Verurteilungen von Geistlichen und Laien des Bistums. Alle katholischen Vereine wurden verboten. Im Fastenhirtenbrief von 1938 sagt Kaller dazu: „Wir sind vogelfrei; andere dürfen uns höhnen und lästern. Wir dürfen kein Wort der Erwiderung bringen. Von Gewissensfreiheit kann nicht mehr die Rede sein.“ Der bischöfliche Sekretär Gerhard Fittkau wurde von der Gestapo in Frauenburg verhört und ihm wurde wegen der Veröffentlichung

und Vervielfältigung von Hirtenbriefen die Schreibmaschine konfisziert. Nach mehreren Verhören durch die Gestapo in Königsberg wurde er 1939 aus dem Ermland als „Staatsfeind“ ausgewiesen.

Seit 1939 lässt sich jedoch eine Änderung in Kallers Linie erkennen. Das Regierungspräsidium Allenstein verlangte eine Reduzierung der polnischen Gottesdienste in der Allensteiner Sankt-Jakobus-Kirche, woraufhin Kaller den Erzpriester Hanowski im August 1939 entsprechend anwies: „Hierdurch ordne ich an, daß angesichts der unruhigen gespannten Zeitverhältnisse in allen Städten der Diözese bis auf weiteres von polnischen Predigten und polnischem Gesang Abstand zu nehmen ist.“

Am 25. Januar 1941 erklärte er in einem Hirtenwort ausgesprochen regimetreu: „Wir bekennen uns freudig zur deutschen Volksgemeinschaft und fühlen uns mit ihr untrennbar verbunden in guten wie in trüben Tagen [...] In diesem echt christlichen Geist durchleben wir nun auch mit der Teilnahme unseres ganzen Herzens den großen Kampf unseres Volkes um Sicherung seines Lebens und seiner Geltung in der Welt. Mit Bewunderung schauen wir auf unser Heer, das im heldenhaften Ringen unter hervorragender Führung beispiellose Erfolge erzielt hat und weiterhin erzielt. Wir danken Gott für seinen Beistand. Gerade als Christen sind wir entschlossen, unsere ganze Kraft einzusetzen, damit der endgültige Sieg unserem Vaterland gesichert werde. Gerade als gläubige, von der Liebe Gottes durchglühte Christen stehen wir treu zu unserem Führer, der mit sicherer Hand die Geschicke unseres Volkes leitet.“

Von den Nazis und Kardinal Hlond vertrieben

Das dies eher in Sorge um die ihm anvertrauten Gläubigen als aufgrund eines Gesinnungswandels geschah, belegt 1942 sein allerdings vergebliches Ansuchen beim Berliner Nuntius, unter Verzicht auf Ermland als Häftlingsseelsorger im KZ Theresienstadt arbeiten zu dürfen.

1943 weiht Bischof Maximilian Kaller in Branitz den Apostel der Caritas Joseph Martin Nathan zum Weihbischof für die deutschen Gebiete des Erzbistums Ölmütz. Ihm assistieren Bischofskoadjutor Wienken von Meißen und Weihbischof Ferche aus Breslau.

Am 7. Februar 1945 erfolgte seine zwangsweise Deportation aus dem Ermland durch die SS. Nach abenteuerlicher Rückkehr in sein ostpreußisches Bistum wird er durch den polnischen Primas Kardinal Hlond widerrechtlich zum Verzicht auf seine Jurisdiktion im polnisch besetzten Ermland gezwungen und abermals ausgewiesen.

1946 ernennt ihn Papst Pius XII zum „Päpstlichen Sonderbeauftragten für die heimatvertriebenen Deutschen“. Als erster deutscher Bischof besucht er das Priesterseminar hinter Stacheldraht des Abbé Franz Stock im französischen Chartres. Im November 1946 kann er in Rom Pius XII., der ihn seit den gemeinsamen Berliner Jahren schätzt, vom Leid der Heimatvertriebenen berichten. Gezeichnet von seelischen und physischen Strapazen predigt Bischof Maximilian im Sommer 1947 auf zentralen Wallfahrtsgottesdiensten der Heimatvertriebenen in Werl und Vierzehnheiligen.

Am 10. Juli 1947 stirbt er plötzlich in Frankfurt a. M. an einem Herzversagen und wird in Königstein im Taunus begraben. Das letzte Geleit geben ihm, neben vielen Trauernden, der Päpstliche Delegat Erzbischof Münch und die deutschen Metropoliten mit Josef Kardinal Frings von Köln.

Vom Papst zum Vertriebenenbischof bestellt

Papst Pius XII. hatte mit Schreiben vom 24. Juni 1946 Bischof Maximilian Kaller von Ermland für alle Heimatvertriebenen, gleich aus welchem Bistum sie kamen, zum Vertriebenenbischof bestellt. In dem Brief, der den päpstlichen Auftrag für die Vertriebenenenseelsorge ausspricht, lautet es unter anderem:

„Unserem ehrwürdigen Bruder Maximilian Kaller, Bischof von Ermland!

Der Ausgang des Krieges und die Nachkriegszeit haben Sie, ehrwürdiger Bruder, und Ihre Diözesanen überaus schwer getroffen. Wir brauchen Ihnen nicht zu sagen, wie sehr Wir mit Ihnen allen mitempfinden und wie gerne Wir zu Hilfe gekommen wären, wenn die Abschnürung des deutschen Ostens und die Verslossenheit der dortigen gegenwärtigen Machthaber dem Heiligen Stuhl gegenüber Uns nicht der Möglichkeiten dazu beinahe vollständig beraubt hätten.

Der Druck der Verhältnisse hat für die ostdeutschen Gebiete eine vorläufige Regelung der kirchlichen Verwaltung erzwungen, die eine Fort-

führung Ihrer bischöflichen Amtstätigkeit ausschließt, ganz abgesehen davon, daß Ihre noch von den deutschen Behörden verfügte gewaltsame Wegführung aus Ihrer Diözese und die dann einsetzenden erschütternden Vorgänge in Ostpreußen Ihnen eine Wiederaufnahme Ihrer bischöflichen Wirksamkeit sowieso unmöglich gemacht haben würden.

Wenn Wir alles dieses mit Ihnen tief bedauern, so sind Sie, ehrwürdiger Bruder, andererseits durch die Lage der Dinge frei für eine Sonderaufgabe, deretwegen Wir mit diesem Schreiben an Sie herantreten und die Uns augenblicklich noch wichtiger erscheint als die geplante Mission unter den deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich.

Es handelt sich um die Betreuung der katholischen Ostflüchtlinge. Nicht als ob eine quer über die deutschen Diözesen sich erstreckende Sonderseelsorge mit eigener Jurisdiktion für sie geschaffen werden sollte. Sie werden vielmehr am Ort Ihrer Unterkunft von der zuständigen Pfarrei und Diözese von selbst erfaßt werden, und Wir hören zu unserem großen Trost, daß sich die Bischöfe und Priester der Auffangdiözesen alle erdenkliche Mühe geben, um ihrer Aufgabe an den neu hinzugekommenen Gläubigen gerecht zu werden.

Indes ist ein Sonderamt, das zwischen den Ostflüchtlingen und den Ordinarien der Auffanggebiete vermittelt, doch wohl notwendig, wenigstens für die erste Zeit. Der Gegenstand der Obsorge dieses Sonderamtes wäre vor allem der aus den verlassenen Ostgebieten nach dem deutschen Westen und Süden kommende Klerus, seine Erfassung und seine Verteilung in die Auffangdiözesen; sodann die Sorge für die unter den Ostflüchtlingen sich findenden Priesterberufe, falls sie nicht ohne weiteres in die kirchlichen Priesterbildungsanstalten der Auffangdiözesen aufgenommen werden; endlich wird – besonders in den Fällen, wo katholische Ostflüchtlinge an Orten Unterkunft finden, an denen bis dahin weder eine katholische Kirche noch ein Priester waren – eine Reihe von seelsorglichen und karitativen Fragen auftauchen, die eine besondere Vermittlung zwischen den Angekommenen und dem Ortsbischof wünschenswert, wenn nicht notwendig machen.

Dieses Sonderamt wollten Wir Ihnen, ehrwürdiger Bruder, anvertrauen. Sie kennen Klerus und Gläubige des katholischen deutschen Ostens von Ihrer schlesischen Heimat her wie aus Ihrer jahrzehntelangen Wirksam-

keit in Berlin, in der Prälatur Schneidemühl und in der Diözese Ermland. Dies und Ihr erprobter Eifer in Seelsorgefragen, Ihre guten Beziehungen zu den anderen deutschen Oberhirten und Ihre Erfahrung in den Arbeiten der Fuldaer Bischofskonferenz lassen Sie dafür besonders geeignet erscheinen. Die Kirchliche Hilfsstelle, mit deren Führung Msgr. Albert Büttner betraut ist, würde Ihrer Oberleitung unterstehen. ...“

Seligspredung eingeleitet

Vor 25 Jahren hat am 6. Juli 1997 zum Gedenken an den 50. Todestag von Bischof Maximilian Kaller der Apostolische Nuntius Erzbischof Lajolo in Königstein einen Gedenkgottesdienst mit dem ermländischen Apostolischen Visitator Prälat Schwalke, dem Vertriebenenbischof Weihbischof Pieschl sowie ermländischen und heimatvertriebenen Geistlichen gefeiert. „Einen großen Bischof von unbändiger Aktivität“ nannte dabei der Apostolische Nuntius den letzten deutschen Bischof von Ermland und ersten deutschen Vertriebenenbischof, Maximilian Kaller, in seiner Predigt. 1938, so der Nuntius, galt der ermländische Bischof den Nazis nach Clemens von Galen als der meistgehasste katholische Kirchenführer. Die Jahre als Vertriebenenbischof nannte der Nuntius Kallers „Höhepunkt seines apostolischen Lebens der wandernden Kirche“. Professor Dr. Hans J. Brandt zeichnete in einem Festvortrag ein Lebensbild Kallers und stellte fest: „Nichts ist lebendiger als ein toter Heiliger“. Als Kallers Vermächtnis bezeichnete er dessen bisher unerfüllt gebliebenen Wunsch, einen Orden ohne alle Äußerlichkeiten zu schaffen, der ganz im Dienste der Armen und Ausgegrenzten aufgehen sollte.

Seit den 1990er Jahren bemüht sich die Bischof-Maximilian-Kaller-Stiftung e. V., das Andenken an Bischof Kaller wach zu halten und den Seligsprechungsprozess zu unterstützen. Am 4. Mai 2003 wurde der Seligsprechungsprozess bei der Wallfahrt der Ermländer in Werl eröffnet. Kardinal Meisner bezeichnete damals Bischof Kaller daher in seiner Werler Predigt zu Recht als einen Seelsorger, der sich für alle Heimatvertriebenen in dieser Hirtensorge buchstäblich verzehrt habe. „Seine Spuren sind euch als sein Vermächtnis verblieben“, so der Kölner Kardinal wörtlich. Er erinnerte an zwei Ereignisse, bei denen ihm Kaller als Vorbild begegnet ist. So habe

er als Kaplan in Heiligenstadt (Eichsfeld) Kontakt zu zwei ermländischen Lehrerinnen gehabt. Als die ältere von beiden im Jahre 1967 auf dem Sterbebett lag, habe die andere zu ihr gesagt: „Thea, nun mach unserem Bischof Kaller alle Ehre und sterbe mit einem starken und großen Glauben.“ Der Kaplan war beeindruckt. „Was muss denn das für ein Bischof sein, der 20 Jahre nach seinem eigenen Sterben seinen Gläubigen noch sterben hilft?“, fragte sich Meisner damals.

Der Kardinal erinnerte sich auch an einen von zwölf Priestern, die aus der neunjährigen Berliner Zeit von Kaller hervorgingen. „Wie hat das denn damals Pfarrer Kaller gemacht? Ich möchte ihm das nachmachen.“ So fragte Kardinal Meisner, damals Bischof von Berlin, diesen Priester. Die Antwort war einfach und verblüffend zugleich: „Er konnte in der sonntäglichen Nachmittagsandacht eine halbe Stunde im Mittelgang auf den Steinen knien und ohne Buch aus dem Herzen so beten, dass er uns alle mitnahm an das Herz Gottes.“

Ein Verdienst Bischof Kallers sei es nach Ansicht von Kardinal Meisner auch, „dass die Ermländer von allen Vertriebenen – das sage ich als vertriebener Schlesier ohne Neid – wohl am besten die Bewährung im Glauben gezeigt haben.“ Begründet sei dies „wohl in der 19-jährigen pastoralen Tätigkeit eures letzten deutschen Bischofs“. www.maximilian-kaller.de



Grab Bischof Maximilian Kallers – zusammen mit demjenigen Bischof Kindermanns auf dem Friedhof der katholischen Kirche in Königstein im Taunus Foto: Wikipedia, gemeinfrei

„SÄNGER SCHLESIENS“ AUS DEM VOGTLAND

Vor 50 Jahren starb der Schriftsteller Hugo Hartung

Konrad Werner

So äußerte sich der Wahlschlesier Hugo Hartung über Schlesien: „Hier fühlte ich mich vom ersten Tage an wunderbar daheim. Da war Vaterland in den anmutigen Waldbergen und den goldenen Felderbreiten, doch auch im dunklen Fachwerk mittelalterlicher Häuser und Mühlen – da war Mutterland im Glatzer Bergland mit seinen barocken Kirchen, und das Barocke noch gesteigert zu köstlicher Vollendung in der Architektur der Breslauer Kirchen und Kapellen. Und es gab so viele echte Behaglichkeit und herzliches Gutsein unter einfachen Menschen, daß man Schlesien zur Wahlheimat



Hugo Hartung (1902-1972)

Foto: Archiv

machen mußte. Noch enger aber band das Leid des Untergangs, der Zerstörung und der Austreibung mich an dieses Land, daß es vollends geliebte, verlorene, unvergessene Heimat geworden ist.“

Hugo Hartung wurde am 19. September 1902 in Netzschkau im Vogtland geboren. Seine Mutter kam aus dem Sudetenland. Er studierte in Leipzig und München Theaterwissenschaft, Kunst- und Literaturgeschichte. An der Landesbühne in München war er von 1928 bis 1931 als Dramaturg tätig. In der Zeit von 1931 bis 1940 arbeitete Hartung als Autor und Redakteur bei verschiedenen Sendern und war auch nebenbei in Oldenburg

Dramaturg. Danach wirkte er bis zum Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1945 als Chefdramaturg in Breslau, wo er als Soldat am Festungskampf teilgenommen hat. Sein biographisches Buch „Schlesien 1944/45 – Aufzeichnungen und Tagebücher“, welches 1956 erschienen ist, ist ein bedredtes Zeugnis, wo es im Eintrag vom 30. Juni 1945 heißt: „Der Größe nach antreten! – Dieses Kommando zum letzten Mal. Ohne Eile und ohne auf das nachbarliche Maß zu achten, schieben sich die Männer durcheinander, die Kranken, die Einbeinigen, die Einarmigen. Dann steht der Haufen einigermassen. Und wartet wieder einmal! ... Der russische Kapitän kommt. Er verliest die Namen und händigt die Entlassungspapiere aus. Ich muß ziemlich lange warten. Endlich mein Name ...“

Stärker noch als in seinem Roman vom Untergang Breslaus, „Der Himmel war unten“, gestaltete Hugo Hartung in seinem nächsten Buch, „Gewiegt von Regen und Wind“ (1954), Einzelschicksale, wie das von einem oberschlesischen Pastor, eines durchschnittlichen Menschen und mittelmäßigen Theologen, der aus Oberschlesien ausgewiesen mit dem Fahrrad unterwegs nach dem Westen ist und im Sommer 1945 in den Sog des ungeheuerlichen Geschehens gerät: Zehntausende von Heimatlosen, die jenseits der Görlitzer Neiße ihre Dörfer, Wälder und Berge nahe vor Augen sahen, warten auf die Rückkehr, werden von Gerüchten genarrt und müssen erfahren, daß die einzige intakte Brücke sie von der Heimat trennt, statt hinüberzuleiten.

Im Zusammenhang der genannten Romane, mit denen der Schriftsteller erstmals Aufsehen erregte, steht auch seine Erzählung „Der Deserteur“ oder die große belmontische Musik“, welche er der Erinnerung an Breslau widmete. Darin heißt es in einem Brief, den der Schriftsteller T. an seine Frau schreibt: „Groß und schön wäre es, dichtend, das ist selig leidend und unter Tränen lächelnd, den Menschen, und nicht nur denen des eigenen Volkes, noch einmal die Wahrheit sagen zu können –, und wenn sie die große belmontische Melodie hat, bedarf sie des Übersetzens nicht. Sie klingt dann in ihrer Heiterkeit unmittelbar von Herz zu Herz der Völker wie die Musik Mozarts, der in Büchners Jahren gleich um das Geheimnis wußte ...“ Neben den schönen französischen Geschichten „Das Feigenblatt der schönen Denise“ aus dem Jahre 1952 steht der Zwillingsroman „Aber Anne hieß Marie“ von 1952.

Zu den filmischen Welterfolgen zählen die Romane „Wir Wunderkinder“ (1957), „Ein Prosit auf die Unsterblichkeit“ (1960) und nicht zuletzt „Ich denke oft an Piroshka“, welche in mehrere Sprachen übersetzt wurden.

In einer Besprechung zu Hartungs Roman „Stern unter Sternen“ aus dem Jahre 1963 heißt es in der Süddeutschen Zeitung: „Hugo Hartung bemüht sich, Gegenwärtiges im Vergangenen, Problematisches im Poetischen aufgehen zu lassen. So umkreist er die Zeit der ersten großen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, von denen unser heutiges Weltbild herkommt, einer Zeit, in der Wissenschaft und Kunst noch nach einer Einheit strebten und die Natur, auch in der Atmosphäre, in der wir leben, noch groß und beherrschend war, jeder Sturm, jeder Wetterumschlag ein Geheimnis. Es ist die Geschichte der Wanderschaft zweier ungleicher Freunde, in der kleine Leiden und Freuden die große Auseinandersetzung mit den Weltproblemen und den großen, ewigen Fragen zwanglos unterbrechen. Es ist die Geschichte einer Gefahr, die der Bau einer kosmologischen Uhr heraufbeschwört. Wem kämen da nicht Gedanken an andere Gefahren, die heute heraufbeschworen werden ... – für die ganze Menschheit. Im Besitz einer sicheren Sprachkultur kommt Hartung zu weit tieferen Ergebnissen.“

Seinen letzten heiter-satirischen Romanen „König Bogumil“ und „Timpe gegen alle“ folgten die Erzählungsbände „Die glitzernde Marietta“ und „Keine Nachtigallen im Ölbaumwald“ sowie der Roman „Die stillen Abenteuer“. Zunächst in Berlin wohnend, später in München, wo Hugo Hartung am 2. Mai 1972 überraschend starb, hinterließ er ein umfassendes literarisches Werk, das weiterhin Beachtung verdient. 1956 wurde er mit dem Heinrich-Droste-Literaturpreis und 1969 mit dem Eichendorff-Literaturpreis ausgezeichnet.

NEUERSCHEINUNG:

Literarische Begegnungen mit Ernst Wiechert

Von Klaus Weigelt

Der ostpreußische Schriftsteller Ernst Wiechert (18. Mai 1887 bis 24. August 1950) zählt zu den Klassikern der deutschen Literatur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In den Jahren ihrer Erstveröffentlichung wurden einige seiner Bücher zu „Bestsellern“. Seine Dichtungen, die auch zur Schullektüre gehörten, spielten im kulturellen Leben Deutschlands eine bedeutende Rolle und wurden infolge von Übersetzungen in zahlreiche Sprachen nicht nur im deutschen Sprachraum gelesen.

Ernst Wiecherts Bücher vermögen auch heute noch Brücken zu bauen zwischen den Völkern und Kulturen und können der Verständigung mit Menschen in Polen und Russland, wo die Erinnerung an wesentliche frühe Lebensstationen des Dichters gepflegt wird, dienen. Wiecherts Sehnsucht nach Stille und Zurückgezogenheit hat ihn nicht daran gehindert, in mutigen Reden 1933 und 1935



Klaus Weigelt: Schweigen und Sprache, Literarische Begegnungen mit Ernst Wiechert, Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Band 7, 224 Seiten, geb., 210 mm x 140 mm, ISBN: 978-3-947215-76-8, 25,- €

versteckt und offen Kritik am nationalsozialistischen System zu üben. Er musste seinen Bekennermut 1938 mit Lagerhaft im Konzentrationslager Buchenwald büßen. Der empfindsame Dichter Ernst Wiechert blieb ein unbequemer Zeitgenosse. 1945/46 bezog er in redlicher Absicht Stellung zu aktuellen Fragen, wurde mehrfach missverstanden, in der Öffentlichkeit verunglimpft und zog 1948 aus der selbstgewählten „inneren Emigration“ während des Nationalsozialismus eine bittere Konsequenz und emigrierte in die Schweiz.

Ernst Wiecherts Romane und Erzählungen setzen auf die Kraft des aus dem Schweigen geborenen Wortes. Ungeschwächt bleibt ihre Aussagekraft zu spüren, weil des Dichters Humanität, seine Liebe zur Natur und seine Gesten der Versöhnung dem Leser Trost und Zuversicht vermitteln. Ernst Wiecherts Werk verlor nie seinen festen Platz in der Literatur- und Zeitgeschichte. Und wie das nachfolgende Zitat beweist, hat Ernst Wiecherts Sprache für viele Menschen der Nachkriegszeit eine bis heute prägende Bedeutung gehabt:

„Als sich das Ausmaß der Verbrechen Hitler-Deutschlands herausstellte, da fehlte es auch nicht an Versuchen der Aufrechnung, nicht an Kollektivausreden und nicht an Versuchen zu kollektiver Beschönigung. Aber das Grundgefühl war doch, je länger desto klarer, die Kollektivscham, wie es Theodor Heuss so treffend genannt hat. Und Ernst Wiechert, ein deutscher Dichter, der selbst im KZ gesessen hatte und der damals das Empfinden unendlich vieler traf, wusste auch das Gefühl auszudrücken, das vielen Deutschen ihre Zukunft zu weisen schien. Er sagte es in der Form eines Gebetes:

*Und gib, dass ohne Bitterkeit
wir tragen unser Bettlerkleid
und Deinem Wort uns fügen‘*

Die Artikel und Betrachtungen dieses Buches beschreiben meinen über drei Jahrzehnte langen Weg und meine literarischen Begegnungen mit dem ostpreußischen Dichter. Dieser Weg umfasst eigene essayistische und wissenschaftliche Annäherungen an das Werk des Dichters ebenso wie die fruchtbringende gemeinsame Beschäftigung mit Leben und Werk Ernst Wiecherts im Rahmen der 1989 gegründeten Internationalen Ernst-Wie-

chert-Gesellschaft. Die Aufsätze spiegeln zuweilen Zeitgebundenes wider und enthalten, besonders im dritten Teil, auch einige Wiederholungen, die aber bewusst nicht getilgt wurden, um den Lesefluss nicht zu stören. Diese Einblicke in Wiecherts Leben und Werk ergeben kein vollständiges Bild, aber wichtige Aspekte, die am Schluss durch biographische Angaben ergänzt werden.

Die Sammlung möchte dazu anregen, sich selbst dem Werk des Dichters durch eigene Lektüre zuzuwenden. Diese lohnt sich, auch wenn es gelegentlich einige Mühen kostet. Und sie macht Freude, denn in dem umfangreichen Werk sind so manche Kleinode, vor allem sprachlicher Art, aufzufinden.

Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft e. V.

Am 25. Mai 1989 wurde in Duisburg die Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft e. V. (IEWG) gegründet. Ihr gehören inzwischen etwa 150 Mitglieder aus elf Ländern an. Seit 1998 ist die IEWG Mitglied der ALG (Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten), in der sich literarische Gesellschaften zusammengeschlossen haben.

Die IEWG hat sich die folgenden Ziele gesetzt:

- Sie will das Werk Ernst Wiecherts einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen und sein Erbe neuen Generationen vermitteln.
- Sie stellt sich die Aufgabe, bei der Sammlung und Dokumentierung des literarischen und persönlichen Nachlasses des Dichters sowie der ihn betreffenden Sekundärliteratur mitzuwirken. In dieser Hinsicht erfolgt eine enge Zusammenarbeit mit dem Wiechert-Archiv im Museum Stadt Königsberg im Kultur- und Stadthistorischen Museum Duisburg.
- Sie regt wissenschaftliche Arbeiten über Ernst Wiechert an.
- Sie fördert internationale Kontakte im Sinne der Völkerverständigung zwischen Personen und Institutionen der Kultur, die sich dem Erbe Ernst Wiecherts verpflichtet haben.
- Sie veranstaltet wissenschaftliche Arbeitstagungen, Vorträge, Ausstellungen und andere Veranstaltungen und veröffentlicht entsprechende Ergebnisse.

- Sie gibt jährlich einmal Mitteilungen heraus, um auf diesem Wege den Kontakt und die Zusammenarbeit mit ihren Mitgliedern und Freunden zu fördern.

Seit 1991 werden alle zwei Jahre wissenschaftliche Arbeitstagungen durchgeführt. Nach Tagungen in Ludwigshafen und Berlin finden diese seit vielen Jahren in Mülheim an der Ruhr statt. An Wiechert-Tagungen hat sich die IEWG in Bad Pyrmont, in der Russischen Föderation in Königsberg/Kaliningrad und in Polen in Sensburg/Mra̧owo, Posen/Poznań und Lodz/Łódź beteiligt.

Regionaltreffen gab es bisher Braunschweig mit dem Ernst-Wiechert-Freundeskreis (1988-2015), in Zwiefalten (Wiechert-Archiv) und in Heiligenkreuztal, dazu Wiechert-Reisen nach Masuren 1998 und 2012. Besondere Gedenkveranstaltungen wurden im Jahre 2000 zum fünfzigsten Todestag von Ernst Wiechert in Ambach und Wolfratshausen durchgeführt.

Die IEWG spricht alle Literaturfreunde an, denen die Dichtungen Ernst Wiecherts etwas bedeuten. Durch Mitgliedschaft in Verbindung mit materieller und ideeller Unterstützung können sie die IEWG tatkräftig fördern. Die IEWG ist als gemeinnützige Gesellschaft auf Hilfe jeglicher Art angewiesen. Spenden werden gegen eine Spendenbescheinigung dankbar angenommen.

Kontakt:

Geschäftsstelle der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft e. V.: Dr. Joachim Hensel, Weisenmoorstraße 20a, D-26345 Bockhorn, www.ernst-wiechert-international.de

DIE MANCHMAL ETWAS ANDERS TICKENDE WRATISLAVIA

Zu einem neuen Buch zu ausgewählten Themen der Geschichte Breslaus von Prof. Arno Herzig

Thomas Maruck

Der in der Grafschaft Glatz geborene Hamburger Historiker Arno Herzig, bis zu seiner Emeritierung 2002 am Historischen Seminar der Universität in der Freien und Hansestadt tätig, legte unlängst im Görlitzer Senfkorn Verlag einen Band vor, der zwar altbekannte Themen der Breslauer Geschichte aufgreift, diese jedoch in neuen, bislang teilweise wenig bekannten Aspekten beleuchtet. Reformation – Judentum – Universität bilden die „Bereiche, die für die Entwicklung der Stadtgesellschaft besonders wichtig waren...“ und hier in insgesamt acht gut lesbaren Aufsätzen behandelt werden.

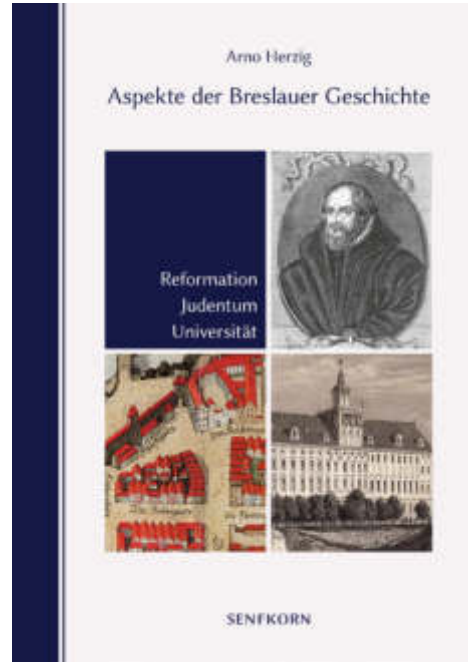
Drei Beiträge widmen sich der Reformationsgeschichte der Oderstadt. Der Einstieg hierbei trägt die Überschrift *Das Breslauer Bekenntnis von 1529*. Herzig ruft einleitend noch einmal in Erinnerung, wie wir es in Breslau mit einer typischen Ratsreformation zu tun haben. Der lokal nur ein paar hundert Meter entfernte Sitz des Fürstbischofs stellt das entgegengesetzte Machtzentrum dar. Die Situation ähnelt zunächst sehr den damaligen Verhältnissen im Lausitzischen Bautzen mit seinem lutherisch dominierten Rat und dem katholischen Stiftskapitel als Gegenüber.

Turbulente Reformation in Schlesien

Im schlesischen Breslau wird die Lage jedoch bald noch komplizierter. Reformatorisches Gedankengut ist rasch aus dem Raum Oberdeutschland und der Schweiz vorgedrungen. Und die heimischen, mitunter harten, Auseinandersetzungen zwischen dem zunächst durch Martin Luther inspirierten, später in Gegnerschaft geratenen Schlesiens Caspar von Schwenckfeld

und den Lutheranern erschweren das Leben. Luther selbst mag schließlich nicht mehr so recht an die Redlichkeit der Schlesier glauben. Er rückt sie in die Nähe einer neu entstandenen Sekte, und ihre Uneinigkeit untereinander beweist schon, dass sie vom Teufel sind (so 1526 in einem Brief an Spalatin). Anders in der Hauptstadt Breslau selbst. Lichtgestalten erneuern hier das christliche Gemeindeleben der Stadtgesellschaft – das wenigstens hat man in Wittenberg lange wohlwollend registriert. Johann Hess ist die hellste dieser Gestalten. Seine Behutsamkeit und Umsicht, begleitet von der in allen Jahren des Umbruchs vermittelnden Position des durchaus sehr selbstbewussten Breslauer Rates, zeigen ein Beispiel verantwortlichen Handelns in ruhelosen Zeiten.

Bischof Jakob von Salza mag das beeindruckt haben. Es geht Hess nicht um Fragen der Macht und Vormacht. Theologisches Reflektieren steht an und so organisiert er mit dem Rat in der Kirche der Augustiner-Eremiten (St. Dorotheen neben dem Monopol-Hotel) eine Disputation. Wir sind da bereits im Frühjahr 1524. Die drei Hauptthemen behandeln Fragen zum Wort Gottes, dem Priestertum Christi und der Ehe. Arno Herzig verkürzt das letzte Thema auf die Priesterehe. Das wäre zu korrigieren. Es ging den Theologen um Hess um die Ehe allgemein und ihren wesentlichen Anteil an der Verherrlichung Gottes im Leben des Christen. Dass dabei auch der – verehelichte – Priester mittut, ergibt sich. Auch lesen wir, die Disputation mit den altkirchlichen Vertretern sei in deutscher Sprache veranstaltet worden. Als akademisches Streitgespräch verlief es



Arno Herzig, Aspekte der Breslauer Geschichte: Reformation – Judentum – Universität, Senfkorn Verlag 2020, 112 Seiten, geb., s/w-Abbildungen, 15 x 21 cm, 12,90 Euro,

selbstverständlich in Latein. Nur im Unterschied zum Leipziger Vorbild von 1519 wurden die Ergebnisse auch in Deutsch veröffentlicht, um einem breiteren Publikum verständlich zu sein. Eine weitere Unstimmigkeit gilt es zu berichtigen: Herzog legt Hessens Installation als Prediger und Pfarrer an der Kirche St. Maria Magdalena durch den Rat ins Jahr 1524 (S. 13f und S. 19). Diese und die erste evangelische Predigt fallen jedoch in das Jahr zuvor!

Möglicherweise hängt es zusammen mit dem – vollständig abgedruckten – Quellentext, der ja im Mittelpunkt des Beitrags steht, dem von Herzog so genannten Breslauer Bekenntnis. Diese Acht-Punkte-Erklärung, datiert aus dem Jahr 1529, beruft sich zu Beginn auf fünf Jahre gepredigtes Evangelium.

Auf dieses wichtige Dokument aufmerksam zu machen, ist Herzogs großes Verdienst! Es erleichtert neben längst bekannten Quellen das Hineinsetzen in das konfessionelle Klima der Oderstadt der 1520-er Jahre, das unglaublich mühsame Ringen um das reine Lutherische in Verkündigung und Liturgie im Gegenüber zum P päpstlichen, Schwenckfeldischen, Calvinischen. Interessant ist unter anderem der Bezug auf Breslauer Gläubige polnischer Muttersprache.

Crato von Krafftheim

Die Ostfassade von St. Maria Magdalena ziert seit 1917 ein Relief mit Lichtgestalten der Breslauer Reformatoren. Zeitlich lange nach der preußischen Kirchenunion zeigt es die Humanisten in friedlicher Einheit, bezogen auf die Person in der Mitte: Johann Hess. Ambrosius Moibanus, Valentin Trozendorf, Heinrich Rybisch und dessen Freund Johann Crato von Krafftheim sind vertreten. Ganz so einvernehmlich wie in dieser Szene ist es zu Lebzeiten nicht zugegangen. Crato, obschon durch Studium und Wohnunterkunft in Wittenberg eng mit Luther verbunden, schlägt auf dessen Rat die Mediziner-Laufbahn ein und wird Arzt in Breslau. Der lutherische Rat hegt jedoch heftigen Argwohn, ob er mit der einen oder anderen an Calvin erinnernden Ansicht denn zu Breslau passe. Der Entlassung in der Oderstadt folgt eine Karriere als Leibarzt dreier Kaiser. Hintergründen zum Schicksal *Cratos von Krafftheim* in den konfessionellen Auseinandersetzungen

gen des 16. Jahrhunderts geht Arno Herzig in seinem zweiten Beitrag nach. Dabei nimmt Cratos Beziehung zu einem kleinen Ort bei Reinerz einen gewissen Raum ein: Rückers. Eine Facette der Biographie, der sonst wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird. Dann die letzten Lebensjahre wieder in der Heimatstadt, bedroht durch die Pest, in der er eine „wohlverdiente Strafe Gottes“ sieht. Auf den Gassen sei es ganz still und man sehe wenige Personen.... Der Beitrag schließt mit dem Hinweis auf das Grabmal Cratos in St. Elisabeth vorn am Pfeiler des nördlichen Seitenschiffes. Ein Höhepunkt der Epitaph-Kunst der Renaissance.

Der Reformation als Medienereignis widmet sich der dritte Beitrag dieses Kapitels. *Die gegenreformatorischen Verlagsstrategien* überschrieben, geht Herzig der Tatsache nach, dass Druckereien in den entscheidenden Jahren der Reformation eigentlich nur den Lutheranern zur Verfügung standen. Würde man auf der Dominsel oder in Neisse entsprechende Einrichtungen der katholischen Seite vermuten, weist Herzig nach, dass Glatz und auch erst spät für Schlesien der Ausgangspunkt gegenreformatorischer Verlagsstrategien wurde. 1675 erscheint hier der Cherubinische Wandersmann des Breslauer Angelus Silesius.

Der Breslauer Drucker Caspar Elyan sollte auf Seite 38 besser nicht in verschiedener Schreibweise genannt werden. Auf Seite 41 kann nicht Bischof Jakob von Salza († 1539) gemeint sein. Weder ist er 1555 noch am Leben, noch ist Neisse seine Vaterstadt.

Lesenswertes Gegeneinander

Meint man mit königlicher Lizenz seit 1455 (*Privilegium de non tolerandis Judaeis*), Juden jederzeit aus der Stadt jagen zu dürfen, gibt es doch immer wieder Ausnahmen. Diese Ausnahmen atmen dennoch stets den (Un-) Geist von Diskriminierung. Im Beitrag *Zwischen Ausweisung und Duldung. Die Situation der Breslauer Juden in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts* beleuchtet der Autor sogenannte Judenordnungen vor allem im Hinblick auf das Besuchsrecht auf den Jahrmärkten sowie die sehr begrenzte Zahl privilegierter Juden in kaufmännischer Hinsicht überhaupt. Über lange Zeiträume zieht sich ein Lavieren zwischen Schärfe und Lockerung hin. Ein Synagogenverbot gilt ohnehin. Bis zum Ende alles kein Ruhmesblatt

der katholischen habsburgischen Landesherren und auch nicht des lutherischen Rates. Erst mit dem Beginn der preußischen Herrschaft 1741 setzt allmählich Besserung ein.

Herzig geht speziell auf *antijüdische Parodien in der konfessionellen Auseinandersetzung zwischen Katholiken und Protestanten in Breslau um 1707/08* ein. Eine angebliche Bittschrift von Juden an den schwedischen Gesandten Baron von Stralenheim, der sich damals in der Oderstadt aufhielt, wird als Äußerung entlarvt, die von katholischer Seite als Parodie auf die Forderungen der Protestanten im Zusammenhang mit der Altranstädter Konvention verfasst wurde. Herzig belegt Umstände sowie Hintergrund und resümiert: „Den Parodien ist nicht ein gewisser Witz abzusprechen.“ Lesenswert, wie konfessionelles Gegeneinander auch aussehen kann.

Ein paar Unschärfen wären noch anzumerken: Friedrich II. trägt (bis 1772) den Titel König „in“ Preußen (S. 61) und die Anfangsjahre der Jesuiten in Breslau sind 1638, zunächst undercover, dann 1645 offiziell mit Bleiberecht (Linzer Rezess Ferdinands III.) (S. 65). Das Kapitel schließt mit dem Beitrag *Ein jüdischer Eid in Breslau 1801. Zur Sonderstellung der Juden in Breslau bis 1869*. Er belegt das große Misstrauen des preußischen Staates gegenüber den Juden anhand entwürdigender Eidpraxis. Dennoch stehen das Königliche Emanzipations-Edikt von 1812 und 1854 die Ermöglichung der Gründung der bald renommierten und reichsweit bedeutenden Breslauer Jüdisch-Theologischen Hochschule für eine lange überfällige Achtung der Mitbürger jüdischer Herkunft und Identität.

Aufblühen und Unterdrückung der Studentenbünde

Einer Facette der Universitätsgeschichte widmet sich Herzig mit dem Aufsatz zur *Demagogenverfolgung der Metternich-Ära*, die neben der Bespitzelung von Geistlichen und Professoren und deren Entlassung aus politischen Gründen mit sich brachte, traf vor allem mit voller Wucht die soeben sich vielfach in Burschenschaften organisierende Studentenschaft. Der patriotische Impuls der Befreiungskriegszeit wurde abgewürgt und in enge preußische Bahnen gerichtet. Die Gründung der Urburschenschaft in Jena (1815) und das „Wartburgfest“ der Burschenschafter vom 18. Oktober 1817 (Völkerschlachtgedenktag) hatten noch ohne offizielle Breslauer

Beteiligung stattgefunden. Ende desselben Monats kommt es jedoch hier zur Konstituierung der ersten Breslauer Burschenschaft. Ihre Farben sind rasch klar: Schwarz-Rot-Gold, auch in Erinnerung an Uniformfarben der Lützower, die von Breslau aus in die Kämpfe zogen.

Die Aufbrüche werden schnell erstickt, als am 20. September 1819 im Frankfurter Bundestag Beschlüsse ohne Gegenrede angenommen werden, die im Vormonat auf Ministerial-konferenzen unter der Ägide Metternichs in Karlsbad formuliert worden waren. Umgehend kommt es zu Verfolgung politisch agierender Studenten. Werden durch massenhafte Relegationen die beruflichen Karrieren für immer zerstört und das akademische Leben der Universität zeitweise zusammenzubrechen droht, sind selbst zahlreiche Todesurteile zu verzeichnen.

Herzig geht ausführlich auf diese Vorgänge ein und zeigt vor allem anhand der im November 1819 gegründeten Burschenschaft Arminia zu Breslau auf, wie selbst eine politisch eher zurückhaltende Studentenverbindung heute kaum noch vorstellbaren Nachstellungen ausgesetzt wird. Interessant ist der Blick auf die Universitätsleitung. Nicht wenige Rektoren und Professoren geben sich liberal, aus Berlin wird jedoch zum Durchgreifen ermahnt, bzw. werden staatliche Maßnahmen mitunter gnadenlos durchgeführt.

Diese Situation hält über Jahrzehnte an, die heimlichen Treffen der Breslauer Burschenschafter beim Raczek-Wirt in der Klosterstraße nach 1830 werden später im Namen der Verbindung verewigt. Erst mit der Revolution 1848/49 gibt es die Möglichkeit einer weitgehend ungehinderten politischen Betätigung.

Die ins Detail gehenden Betrachtungen Herzigs münden in dem beachtenswerten Urteil, dass das gesellschaftliche Engagement ehemaliger Arminen deutlich macht, „dass diese Burschenschaft einen Kurs vertrat, der die Entwicklung zu einer demokratisch bestimmten Zivilgesellschaft vorantrieb.“ Für die moderne deutsche Nationalgeschichte ein nicht zu unterschätzendes Faktum. – Auf S. 78 müsste der Jahrestag der Wartburgfeier in 1818 (statt hier 1815) und die Karlsbader Beschlüsse auf den Annahmetag durch den Bundestag 20. September (1819) berichtigt werden. Unklar bleibt, inwieweit der Nicht-Theologe Ernst Hofferichter Superintendent in Oyas werden konnte (S. 95).

Das Joseph-Konvikt

Der das Buch beschließende Beitrag widmet sich einem jedem Breslau-Kenner bekannten Gebäude an der Ostseite des Universitätsplatzes: *Das Joseph-Konvikt – Ein Breslauer Erinnerungsort*, überschrieben. Dem Autor ist es sehr zu danken, dem im Glanz des Hauptgebäudes und der Universitätskirche etwas ins Hintertreffen geratenen Haus gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Herzig geht noch einmal ausführlich auf die bekannte Episode des Kampfaufrufs durch Henrik Steffens (1773-1845 – Geburtsjahr wäre zu korrigieren) ein. Seine späteren Lebenserinnerungen an den Auftakt der Befreiungskämpfe 1813 in Breslau werden einer Analyse unterzogen und eingeordnet. Aber das Josephinum bietet mehr Erinnerungstoff. Sind Herzigs diesbezügliche Anmerkungen zu G. E. Lessing ein wenig spekulativ, bergen Eichendorff, Edith Stein (für beide gibt es eine Gedenktafel), William Stern und sein Sohn Günther Anders viel mehr Potential. Am Schluss kommt der Beitrag kurz auf die Problematik der Assimilation jüdischer Bürger im deutschen Kontext zu sprechen, hier dokumentiert durch die zitierten Anmerkungen von G. Anders und dessen Perspektive.

Um den Kreis zu den Anfangskapiteln zu schließen, wäre bei Henrik Steffens durchaus der Hinweis um seinen Anteil an der Initiative zur (Alt-) Lutherischen Kirche in Deutschland geboten. Im Unterschied zu früheren Jahren gebärdet er sich dann ja gänzlich unpreußisch.... Der Name des auf S. 102 genannten Verlegers muss Joseph Max (nicht Marx) lauten. Der durch den Buchhandel reich gewordene Breslauer (das war damals noch möglich) besaß eine große Fläche, die er der Stadt vermachte, die die heute noch vorhandenen Klinikgebäude errichtete, genannt Max-Kliniken.

Wenn auch ein intensiveres Fachlektorat dem Buch gut getan hätte, liegt mit der besprochenen Publikation eine für Interessierte an Schlesien und der deutschen Geschichte nicht unwichtige Lektüre bereit!



IN MEMORIAM



Zum Gedenken an Bodo Rückert

Heribert Gabriel

Am 8. Mai 2021 ist Bodo Rückert, langjähriger und verdienstvoller Kreisheimatvertreter von Marienburg, von seinem schweren Leiden erlöst worden. Er wurde am 21. Februar 1937 in der Salzstraße in Marienburg geboren. Im Alter von 7 Jahren musste er die Heimat verlassen. In seiner Erinnerung sind besonders die beiden Bombenangriffe mit vielen Toten auf die Focke-Wulf-Werke am 9. Oktober 1943 und am 9. April 1944 in Königsdorf gewesen. Nach der Flucht kam die Familie in Krefeld wieder zusammen. Getreu alter Familientradition fand er zunächst Anstellung bei der Eisenbahn.

Bereits 1956 kam Bodo Rückert zur Bundeswehr, wo er solange tätig blieb, bis er mit 65 Jahren in Pension ging. Wegen dieser Tätigkeit konnte er bis zum Fall der Mauer nicht in seine Heimat reisen. Umso mehr verspürte er ein Nachholbedürfnis und konnte so erstmals 1992 sein Elternhaus besuchen. Es war ein Glücksgriff, als Bodo Rückert, bereits langjähriger Leiter der Marienburger Gruppe in Köln, 2005 als Heimatkreisvertreter gewonnen wurde. Da er die große Not in seiner Heimat sah, war es für ihn selbstverständlich zu helfen. So organisierte er viele Hilfstransporte, auch aus den Beständen der Bundeswehr. Besonders am Herzen lagen ihm die verbliebenen und in Not geratenen Deutschen sowie das Waisenhaus Fides und das Obdachlosenheim Agape Szawałd. In Dankbarkeit würdigte die „Gazeta Malborska“ im Oktober 2012 seine 10-jährige Hilfeleistung.

Die freundschaftlichen Kontakte zu den Bürgermeistern Wilk und Roeding, den Stadtpfarrern, den Direktoren der Burg und des Stadtmuseums waren von guter Zusammenarbeit und Völkerverständigung geprägt. Die Freundschaft zu weiteren Persönlichkeiten, wie Maria Prior-Nowak, den Herren Marek Dziedzic und Helmut Kropidłowski führte zur Gründung der Polnisch-Deutschen Gesellschaft.

Am 28. Oktober 2008 wurde in Marienburg ein Massengrab mit 2.120 Toten entdeckt. Das Interesse der Medien war sehr groß und beschäftigte die Bewohner, besonders die ehemaligen Marienburger und die heutigen Malborker. Auch der Heimatkreisvertreter bemühte sich mit großem Einsatz um die ehrenvolle Bestattung. Erst aber am 14. August 2009 wurden

die Toten in der Kriegsgräberstätte Neumarkt (Stare Czarnowo) bei Stettin beigesetzt. Auf die Initiative von Bodo Rückert fand am 14. November 2009 eine würdevolle ökumenische Gedenkfeier in Marienburg statt. Mit der „Goldenen Spange“ erhielt Bodo Rückert am 18. September 2012 für seine außerordentlichen Verdienste die höchste Auszeichnung der Landsmannschaft Westpreußen.

Große Sorge bereitete ihm auch das Heimatarchiv in Hamburg. Nach jahrelanger erfolgloser Suche nach einer Unterkunft fand er eine würdige Aufnahme in der repräsentativen Villa Flatauer im Zentrum der Stadt Malbork. Freude und Dankbarkeit erfuhr der Verstorbene bei der Einweihung der Madonna am 17. April 2016 sowie bei der Restaurierung des Jerusalem-Hospitals durch Dr. Klaus Hemprich.

Wir Marienburger und auch die vielen jetzigen Bewohner unserer Heimatstadt danken Bodo Rückert für sein großes, zeitliches und finanzielles Engagement. Seine vielen Besuche in der Heimat, wo er mit einem Fahrrad stets Kontakte zu den Marienburgern und Malborkern hielt, bleiben in unserer dankbaren Erinnerung. Sein Motto war stets: „Das Verbindliche suchen und fördern und nicht das Trennende“. Mit ihm verlieren wir einen unermüdlichen und verlässlichen Freund, der stets zu einer besseren Verständigung der beiden Völker beitrug.



*Bodo Rückert (re.) bei einer Kranzniederlegung in Marienburg
Foto: Helmut Kropidłowski*

Friedrich Schikora verstorben

Am 8. September 2021 verstarb im Alter von 92 Jahren Friedrich Schikora, einer der Mitbegründer der Organisation der deutschen Minderheit in Oberschlesien. Konsequenter und mutig setzte er sich schon in der kommunistischen Zeit für die Rechte der Deutschen in der Region ein. Bereits 1973 wandte er sich zusammen mit einigen Freunden aus seinem Heimatort Ziemientzitz bei Gleiwitz an den Primas Stefan Wyszyński mit einer schriftlichen Bitte um die Einführung deutschsprachiger Gottesdienste in Gleiwitz, Beuthen und Hindenburg. Eine Antwort auf ihre Schreiben bekamen sie jedoch nie. In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre war Schikora Mitglied eines inoffiziellen Netzwerkes, dem über 100 Deutsche aus ganz Oberschlesien angehörten. Den ersten Antrag auf die Zulassung einer deutschen Minderheitenorganisation haben die Aktivisten aus Gleiwitz, darunter Schikora, sowie

Hindenburg und dem Ratiborer Land 1986 gestellt. Er wurde mit der Begründung abgelehnt, die Entstehung einer deutschen Organisation hätte die öffentliche Ordnung der Volksrepublik Polen gefährdet. Auf seine konsequenten Bemühungen um die Anerkennung der deutschen Minderheit reagierte der kommunistische Staat mit Schikane. Friedrich Schikora gehörte zu den Initiatoren der legendären Unterschriftensammlung, mit der im Sommer 1989 bewiesen werden sollte, dass trotz der offiziellen Tabuisierung durch die polnische Regierung in Polen Deutsche leben wür-



Friedrich Schikora. Foto: Rudolf Urban

den. Über 300.000 Unterschriften konnten damals gesammelt werden. Nach dem Fall des Kommunismus gehörte er zu den führenden Mitgliedern der deutschen Minderheit in der Woiwodschaft Schlesien. 2020 wurde Friedrich Schikora für sein großes Engagement für die Rechte der Deutschen in Polen mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande geehrt. *Dawid Smolorz*

Zum Gedenken an Edmund Tessmer



Edmund Tessmer Foto: *Gazeta Nowomiejska*

Edmund Tessmer, ein langjähriger Aktivist der deutschen Minderheit in Neumark in Westpreußen (Nowe Miasto Lubawskie), engagiert in sozialen und kulturellen Bereichen, Liebhaber der Geschichte der Region Ermeland-Masuren und Sportler ist im Alter von 89 Jahren verstorben.

„Er war eine echte Fundgrube des historischen Wissens. Er erinnerte sich an viele Fakten aus der Vorkriegszeit, denn hier wurde er geboren wie auch großgezogen. Edek, denn so nannten ihn Freunde und Bekannte, war auch jahrelang aktiv.“ – schreibt die *Gazeta Nowomiejska*.

„Dank ihm konnte unsere Gemeinschaft der deutschen Minderheit weiter bestehen. Dank ihm wurden wir in der Stadt respektiert. Er war sehr kontaktfreudig und es gibt keine Person, die ihn nicht respektiert hatte. Auf seine Initiative hin wurde eine Ausstellung ‚Kulturerbe im ehemaligen Westpreußen in der Region von Löbau‘ organisiert. Bis in die letzten Tage war er ein aktiver Sportler“, erinnert sich Jadwiga Wiśniewska, Aktivistin der deutschen Minderheit aus der Neumarkt.

„In den 1950er Jahren taucht sein Name in den Sportnachrichten auf; denn er war aktiv in verschiedenen Disziplinen: Fünfkampf, Weitsprung, Dreisprung, 100 Meter oder Schwimmen“ – lesen wir in der *Gazeta Nowomiejska*. Bis zu seinen letzten Tagen blieb Edmund Tessmer aktiv. „Drei Tage vor seinem Tod wurde er für viele Jahre seiner Tätigkeit im Sportbereich ausgezeichnet. Er hat an den Tod niemals gedacht. Und er war ein echter, aktiver Bürger“, erinnert sich im Gespräch mit uns Ehefrau Sabina.

Prof. Dr. Joachim Kuroпка verstorben

Im Alter von 79 Jahren verstarb nach einer kurzen, schweren Erkrankung am 22. Februar 2021 in Borken/Westfalen der Historiker Prof. Dr. Joachim Kuroпка. Er wurde am 20. September 1941 in Namslau/Namysłów geboren. Joachim Kuroпка studierte Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaft. 1982 wurde er auf die Professur für Neueste Geschichte an die Universität Vechta berufen. Ein Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit war die Hitler-Zeit, wobei er sich besonders mit der schwierigen Situation der Katholischen Kirche im Nationalsozialismus beschäftigte. Er galt als ausgewiesener Experte zu Leben und Wirken des mutigen Bischofs von Münster, Clemens-August Graf von Galen, der in seinen Predigten das nationalsozialistische Unrecht anprangerte. Mit profunden Argumenten unter anderem in seinem Buch „Galen – Wege und Irrwege der Forschung“ brachte er Versuche zum Scheitern, diesen als Nationalisten zu diffamieren.

Im Nachruf des Fachs Geschichtswissenschaft an der Universität Vechta heißt es unter anderem: Wir verlieren mit ihm einen leidenschaftlichen Historiker, der über Jahrzehnte das Bild des Faches in der Region und weit darüber hinaus maßgeblich geprägt hat. Mehr als 300 Veröffentlichungen, davon über 40 Bücher, geben Zeugnis von einem reichen Forscherleben. Mit Geschick verstand Joachim Kuroпка es, landesgeschichtlichen Themen eine überregionale Aufmerksamkeit zu verleihen. Über die Politik- und Bildungsgeschichte des Oldenburger Münsterlandes hinaus galt sein wissenschaftliches Interesse insbesondere der katholischen Kirche in der NS-Zeit und führte zur Gründung der „Arbeitsstelle für Katholizismus- und Wider-



Prof. Dr. Joachim Kuroпка (1941–2021)

Foto: Universität Vechta

standsforschung“, die er in seinem aktiven Ruhestand bis zuletzt leitete. Seine Fähigkeit zur pointierten Darstellung historischer Themen ließ ihn zu einem gefragten Vortragsredner werden. Als ausgebildeter Gymnasiallehrer waren ihm Geschichtsvermittlung und nicht zuletzt die universitäre Lehre wichtige Anliegen. Seine Fähigkeit, wissenschaftlichen Nachwuchs für historische Fragestellungen zu begeistern, spiegelt sich in elf erfolgreichen Promotionen und zwei Habilitationen wider.“

Joachim Kuropka setzte sich als Ritter des Ritterordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem für zahlreiche soziale Projekte im Heiligen Land ein. Für seine Verdienste wurde er unter anderem mit dem Niedersächsischer Verdienstorden ausgezeichnet.



ADRESSEN &
ANSPRECHPARTNER



VERBAND DER DEUTSCHEN SOZIAL-KULTURELLEN GESELLSCHAFTEN IN POLEN (VDG)

ul. Słowackiego 10, 45-364 Opole

Tel./Fax: + 48 (0) 77 453 85 07

Tel. +48 (0) 77 454 78 78

www.vdg.pl

E-Mail: vdg@vdg.pl, biuro@vdg.pl

Vorsitzender: Bernard Gaida

STÄNDIGE MITGLIEDER

Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Deutschen im Opperler Schlesien
ul. M. Konopnickiej 6, 45-004 Opole, Tel.: 77/402 10 70, Fax: 77/423 02 62
www.skgd.pl, E-Mail: tskn@skgd.pl
Vorsitzender: Rafał Bartek

Deutscher Freundschaftskreis im Bezirk Schlesien

ul. Wczasowa 3, 47-400 Racibórz, Tel./Fax.: 32/415 51 18

www.dfkschlesien.pl, E-Mail: biuro@dfkschlesien.pl

Vorsitzender: Marcin Lippa

Verband der Deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren

ul. Kopernika 13/4, 10-522 Olsztyn, Tel./Fax: 89/523 56 80

www.zsnwim.pl, E-Mail: biuro@zsnwim.eu

Vorsitzender: Henryk Hoch

Sozial Kulturelle Gesellschaft der deutschen Minderheit in Stettin

ul. Dworcowa 19, 70-206 Szczecin, Tel./Fax: 91/433 74 93

E-Mail: tskmn-szczecin@o2.pl

Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Schneidemühl

al. 11 Listopada 3a, 64 -920 Piła, Tel./Fax: 67/213 54 94

E-Mail: ntsk.pila@gmail.com, www.ntsquia.otostrona.pl

Vorsitzender: Edwin Kemnitz

Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Deutschen Minderheit in Grünberg
ul. Żeromskiego 16a, 66-066 Zielona Góra, Tel./Fax: 68/452 94 80
www.tskmn.pl, E-Mail: gruenberg@tskmn.pl, zgora@tskmn.pl
Vorsitzender: Bolesław Bernaczek

Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Breslau
ul. Saperów 12, 53-151 Wrocław, Tel./Fax: 71/361 62 06
www.ntkswroclaw.vdg.pl, E-Mail: biuro@ntks.pl
Vorsitzende: Krystyna Kadlewicz

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit
ul. Partyzantów 3, 10-522 Olsztyn, Tel./Fax: 89/523 69 90, 535 39 31
www.agdm.pl, E-Mail: kplocharska@agdm.pl
Vorsitzende: Krystyna Płocharska

Neidenburger Gesellschaft der Deutschen Mindeheit
ul. Zamkowa 5, 13-100 Nidzica, skr. pocztowa 26
E-Mail: nidzica.nsmn@gmail.com
Vorsitzende: Sabina Reguła (15:00-18:00 503 008 106; 534 708 703)

Bund der Deutschen Minderheit in Konitz
ul. 31 Stycznia 14, 89-600 Chojnice, Tel: 52/ 396 09 30
E-Mail: marzenaherz@gmail.com
Vorsitzende: Marzena Leszczyńska

DFK/Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Waldenburg
ul. Lubelska 1, 59-300 Wałbrzych, Tel./Fax: 74/842 51 05
www.ntsk.prv.pl , E-Mail: ntsk2003@wp.pl
Vorsitzende: **Dorota Stempowska**

DFK/Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Glatz
ul. Łukasińskiego 11, 57-300 Kłodzko, Tel.: 74/871 43 61
E-Mail: hulbrich75@gmail.com
Vorsitzender: **Horst Ulbrich**

Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Liegnitz
ul. Witelona 10, 59-220 Legnica, (Postanschrift: ul. Wojska Polskiego 17
59-220 Miłkowice) Tel./Fax.: 76/854 60 22
E-Mail: caria@wp.pl, Tel.: 667 980 903
Vorsitzender: Dariusz Knitter

Gesellschaft der Deutschen Minderheit in Bromberg

ul. Żmudzka 72, 85-028 Bydgoszcz, Tel. 52/342 96 33
 www.tmn-bydgoszcz.com, E-Mail: poczta@tmn.bydgoszcz.pl
 Vorsitzender: **Bogusław Hoffmann**

Gesellschaft der Bevölkerung Deutscher Abstammung in Graudenz

ul. Korczaka 25, 86-308 Grudziądz 10, skr. poczt. 3, Tel. 56/463 44 80
 E-Mail: andrzej56-16@tlen.pl
 Vorsitzender: **Andrzej Gehrke**

**Sozial Kulturelle Gesellschaft der Deutschen Minderheit „Pomerania”
in Köslin**

ul. Kolejowa 3, 75-108 Koszalin, Tel./Fax: 94/ 34 18 240
 E-Mail: m.n.koszalin@wp.pl
 Vorsitzender: Peter Jeske

Gesellschaft der deutschen Minderheit Stadt Marienburg und Umgebung

ul. Armii Krajowej 68, 82-200 Malbork,
 Adres do korespondencji: skr. poczt. 72, 82-200 Malbork 1
 E-Mail: smnm2017@onet.eu
 Vorsitzender: Marek Kremp

**Gesellschaft der Deutschen Minderheit „Vaterland” in Westpreußen
Marienwerder-Stuhm**

ul. Odrowskiego 10, 82-200 Kwidzyn, Tel./Fax: 55/ 27 97 300
 E-Mail: ojczyzna-kwidzyn@wp.pl
 Vorsitzender: Manfred Ortmann

Sozial-Kultureller Bund der deutschen Minderheit

ul. Kołobrzeska 3, 78-300 Świdwin, Tel./Fax: 94/365 43 96
 E-Mail: lilia-przepiorka@wp.pl
 Vorsitzende: Lilia Przepiórka

Stolper Bund der Bevölkerung Deutscher Abstammung, Stolp in Pommern

ul. Rybacka 5a, 76-200 Słupsk, Tel./Fax: 59/ 84 52 002
 E-Mail: detlefrach@gmail.com
 Vorsitzender: Detlef Rach

Deutsche Gemeinschaft „Versöhnung und Zukunft”

ul. Sienkiewicza 23, 40-039 Katowice, Tel.: 32/25 11 654, Fax.: 32/20 25 156
 www.deutshegem.eu, E-Mail: deutshegem@tlen.pl
 Vorsitzender: Dietmar Brehmer

Bund der deutschen Minderheit in Dirschau

ul. 1 Maja 10, 83-110 Tczew
E-Mail: krystyna-jakubanes@wp.pl
Vorsitzende: Krystyna Jakubanes

Bund der Deutschen Bevölkerung in Gdingen
ul. Adama Unruga 85, 81-153 Gdynia
E-Mail: benedykt.reszka@wp.pl, gdingenbund@wp.pl
Vorsitzender: Benedykt Reszka Tel.: 668 067 991

Bund der Bevölkerung Deutscher Abstammung in Stuhm
ul. Reja 17, 82-400 Sztum (skr. poczt.85)
E-Mail: helkro@wp.pl
Vorsitzender: Helmut Kropidłowski (606 462 928)

Bund der deutschen Minderheit in Lauenburg
ul. Aleja Wolności 22, 84-300 Łębork
E-Mail: zmn.lebork@gmail.com
Vorsitzende: Irena Hirsch

Danziger Deutsche Minderheit

ul. Spokojna 27, 80-535 Gdańsk Nowy Port
Tel. 512 084 477, E-Mail: d-d-m@wp.pl
Vorsitzender: Henryk Janusch

Stand vom 23.11.2021

ASSOZIIERTE MITGLIEDER**Bund der Jugend der deutschen Minderheit**

ul. M. Konopnickiej 6, 45-004 Opole, Tel./Fax.: 77/44 16 205, 77/44 16 206
www.bjdm.eu, E-Mail: biuro@bjdm.eu
Vorsitzender: Oskar Zgonina

Schlesischer Bauernverband

ul. Powstańców Śląskich 25, 45-086 Opole, Tel./Fax: 77/454 31 44
www.silesia.agro.pl, E-Mail: biuro@silesia.agro.pl
Vorsitzender: Bernard Dembczak, Tel. 664 025 150

Verein Schlesischer Landfrauen

ul. Zamkowa 42, 47-344 Walce, Tel.: 77/4660121
 E-Mail: mariazmijaglombik@wp.pl
 Vorsitzende: Maria Żmija-Glombik

Deutsche Bildungsgesellschaft

ul. M. Konopnickiej 6, 45-004 Opole, Tel./Fax: 77/413 09 78
 www.bildung.pl, E-Mail: dbg@bildung.pl
 Vorsitzender: Waldemar Gielzok

Wohltätigkeitsgesellschaft der Deutschen in Schlesien

ul. J. Słowackiego 10, 45-364 Opole, Tel./Fax: 77/454 55 25
 www.tdns.org.pl, E-Mail: biuro@tdns.org.pl

**Oberschlesisches Eichendorff- Kultur- und Begegnungszentrum
in Lubowitz**

ul. Zamkowa 3, 47-417 Łubowice
 Tel.: 32/414 92 08, Fax.: 32/410 66 02
 www.eichendorffzentrum.de, E-Mail: eichendorffzentrum@wp.pl
 Vorsitzender: Marcin Lippa

Akademische Verbindung Salia Silesia e.V.

ul. Hlouszka 12, 45-772 Opole
 www.salia-silesia.de, E-Mail: senior@salia-silesia.eu

Verein Pro Liberis Silesiae

ul. Ozimska 55, 46-050 Tarnów Opolski, Tel.: 77/464 42 78
 www.edukacja-raszowa.eu, E-Mail: pro_liberis_silesiae@onet.eu
 Vorsitzende: Dr. Małgorzata Wyszak

Verein der Bibliotheken, Medien, Kultur und Wissenschaft

ul. Szpitalna 7A, 45-010 Opole, Tel.: 77/44 11 336
 www.cbje.pl, E-Mail: biblioteka@cbje.pl, sekretariat@cbje.pl
 Präses: Pfarrer Dr. Piotr Tarlinski

Bildungsgesellschaft Cosel-Rogau

ul. Złotnicza 10, 47-200 Kędzierzyn-Koźle, Tel.: 77 482 15 71
 E-mail: szkolapzpskk@wp.pl
 Vorsitzende: Gabriela Jelitto-Piechulik

Forschungszentrum der Deutschen Minderheit

ul. Szpitalna 7A, 45-010 Opole, Tel. 608 241 870
 www.fzentrum.pl, E-Mail: biuro@fzentrum.pl
 Vorsitzender: Dr. Michał Matheja

Eichendorff-Konversatorium

ul. Miodowa 1, 45-004 Opole

Vorsitzender: Prof. Joachim Glensk

E-Mail: konversatorium.eichendorffa@gmail.com

Verein für kreative Bildung

ul. Sierakowska 1, 46-380 Gostawice

Tel. 34 350 61 32; E-Mail: martina.k@onet.pl; zsp.goslalice@onet.eu

Direktorin: Martina Osuchowski

Stand vom 23.11.2021

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	6
Kalender	8
Liedgut	20
Jahrestage	26
Rückblick 2021	31
Wallfahrt der deutschen Minderheit	
zum St. Annaberg	31
30 Jahre des Verbandes	32
Happening „Der gute Nachbar lädt ein“	33
Jubiläumsveranstaltungen in Köslin und Kattowitz	35
Rede von Bernard Gaida zum 30. Jahrestag des VdG.....	40
52. Jahresversammlung des Verbandes	48
Rede von Bernard Gaida im Deutschen Bundestag	50
Deutschlands Botschafter zu Besuch in Oppeln	51
Der VdG-Preis „Gratias agimus“	54
Gedenken an die Opfer der Kämpfe von 1921	56
Junge Menschen sanieren evangelische Friedhöfe	60
Oberglöga: Jugendfest auf der Bühne	62
Gedenkveranstaltungen zum Volkstrauertag	63

Ehrungen:	69
Bundesverdienstkreuz für Henryk Kroll.....	69
Bundesverdienstkreuz für Doris Stempowska.....	79
Bundesverdienstkreuz für Henryk Hoch.....	84
Der jüdische Friedhof in Zülz.....	87
1822: Hirschberg als Wiege des deutschen Sektes	98
Teilung Oberschlesiens vor 100 Jahren.....	108
800 Jahre Zisterzienserkloster Heinrichau	114
Jüdisches Leben im Ermland.....	122
800 Jahre Grünberg in Schlesien	129
Vergessenes Königsberg/Ostpreußen	137
Pommersches Landesmuseum in Greifswald.....	148
Moritz Graf Strachwitz zum 200. Geburtstag.....	154
Blick auf das E. T. A. Hoffmann-Jahr 2022.....	157
Vor 25 Jahren starb Herbert Czaja	166
Bischof Maximilian Kaller zum 75. Todestag.....	172
Vor 50 Jahren starb Hugo Hartung	179
Literarische Begegnungen mit Ernst Wiechert	182
Neues Breslau-Buch von Prof. Arno Herzig.....	186
In memoriam	193
Adressen und Ansprechpartner	201
Inhaltsverzeichnis.....	208
Impressum.....	210

■ ■ ■ ■ KLEINE BIBLIOTHEK DES **VdG**

Impressum:

Senfkorn Verlag Alfred Theisen, Görlitz

Redaktion: Thomas Maruck, Bogna Piter, Alfred Theisen, Monika Wittek

Layout/Grafik/Satz: www.adrem.jgora.pl

Druck: SAXOPRINT, Dresden

Abbildungen auf dem Umschlag

Titelseite:

06.06.2021 - Die Vertreter der deutschen Minderheit und Gäste legen Kränze auf dem Sankt Annaberger Friedhof, Foto: Mateusz Koszyk

03.09.2021 – Dr. Bernd Fabritius erhält die VdG – Medaille, v.links Maria Neumann, Rafał Bartek, Dr. Bernd Fabritius, Bernard Gaida, Foto: VdG

Rückseite:

09.10.2021 – VdG Jubiläumsfeierlichkeiten in Kattowitz, Foto: Lukas Netter

17.06.2021 – Mitarbeiter und Freunde des Verbandes feiern den 30 Jahrestag der Unterzeichnung des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages, Foto: VdG

**Herausgegeben vom Verband der deutschen sozial-kulturellen
Gesellschaften in Polen (VdG), Oppeln, Dezember 2021**

Diese Publikation wurde dank der finanziellen Unterstützung
des Konsulates der BRD in Oppeln
und des polnischen Ministeriums für Inneres und Verwaltung realisiert.



